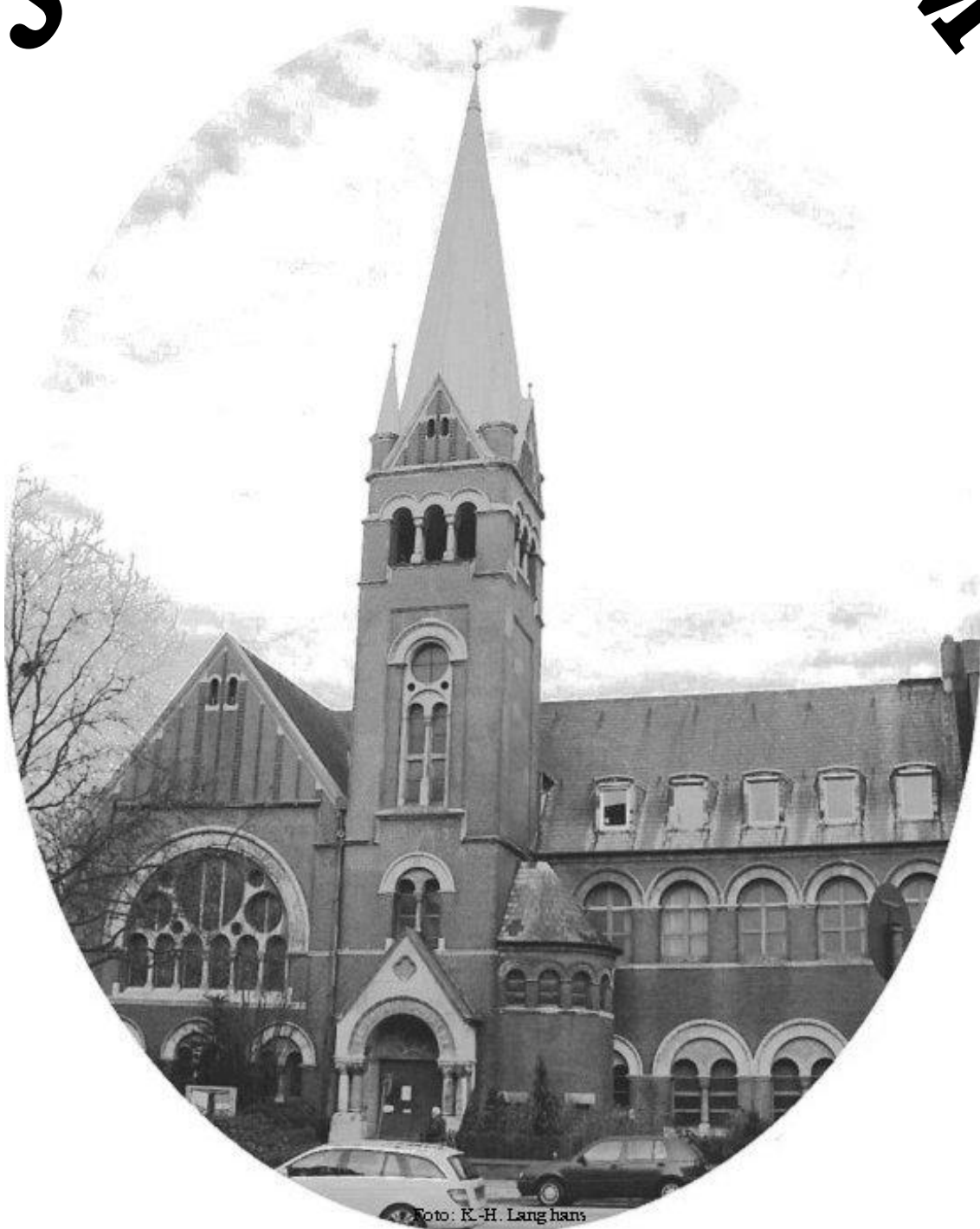


JERUSALEM



Gemeindebrief Nr. 3/2020

Juni – August 2020

Inhaltsverzeichnis

Editorial	Seite	1
Irmgard Höfs, Das Corona-Virus und unser Leben	Seite	2
Renate Heidner, Zeit der Angst und Zeit der Freude	Seite	3
Ingrid Pirsch, Erschrecken und Vertrauen	Seite	4
Michael Arretz, Hamburg im April 2020 – was verändert die Corona-Pandemie?	Seite	4
Germaine Paetau, Was jetzt alles anders ist	Seite	6
Beate Trapp, Eindrücke in der Corona-Zeit – Gedanken, die auf einen Zettel passen	Seite	7
Michaela Lohr, Wie geht es mir in der Corona-Zeit?	Seite	7
Dorothea Pape, Sehen und Hören	Seite	9
Monika Sauter, Corona-Pandemie als Chance	Seite	10
Horst Bopzin, Verrückte Zeiten	Seite	11
Johanna Nöllenburg, „Imagine all the People ...“ Ein kleiner, sehr persönlicher Beitrag zum Thema Corona-Pandemie	Seite	12
Günther Kießling, Fortsetzung der Bibelstunde als Telefonkonferenz	Seite	14
Onno J. Hofmann, Japanische und individuelle Sorgen aufgrund des Corona-Virus	Seite	16
Helga Kießling, Keine Post aus Kibakwe	Seite	19
Oshra Beate Danker, Neues aus der Jüdischen Gemeinde Pinneberg	Seite	20
Helga Kuhlmann, Coronazeit – Adventszeit Oder: Alles neu macht ... Corona, das Virus?	Seite	21
Hans-Christoph Goßmann, Die Verwundbarkeit des Menschen und die Corona-Pandemie	Seite	33
Michael Arretz, Nachruf auf Wilfried Starck	Seite	34
Raum für eigene Gedanken	Seite	35

Spenden für die Gemeinde erbitten wir auf folgende Konten:

Haspa: IBAN - DE33 2005 0550 1211 1292 16 BIC - HASPDEHHXXX

Evangelische Bank eG: IBAN – DE25520604106306446019 BIC – GENO DEF1 EK1

Konto des Fördervereins Jerusalem-Kirchengemeinde Hamburg e.V.:

Haspa: IBAN - DE40 2005 0550 1211 1237 55 BIC - HASPDEHHXXX

Unsere Internet-Seiten finden Sie unter: Jerusalem-Kirche = www.jerusalem-kirche.de

Bestellungen und andere Anfragen richten Sie bitte an die Jerusalem-Gemeinde

Sekretariat: Frau Birthe Henkel, Schäferkampsallee 36, 20357 Hamburg, Öffnungszeiten:

Di. und Do. von 9.00 bis 12.00 Uhr und Mi. von 14.30 bis 17.30 Uhr, Telefon: 040/202 28 136, Fax: 040/202 28 138, E-Mail: jerusalem-kirche@gmx.de,

Pastor: Dr. Hans-Christoph Goßmann, E-Mail: jerusalem-pastor@gmx.de

Impressum:

Herausgeber ist die ev.-luth. Jerusalem-Gemeinde zu Hamburg. Auflage: 600 Stück
Redaktion: Dr. Hans-Christoph Goßmann, Druck: Druckerei Dietrich GmbH, Beeksfelde 18,
25482 Appen/Pi. Für namentlich gekennzeichnete Artikel zeichnen die Autoren verantwortlich.
Der Brief erscheint viermal im Jahr und wird auf Spendenbasis an Mitglieder und Freunde der
Gemeinde verschickt. **Redaktionsschluss** für den Jerusalem-Brief 4-2020 ist der 6. August 2020.

Editorial



Liebe Leserin,
lieber Leser,
während ich
diese Zeilen
schreibe, ist
unser Leben
zutiefst durch
die Corona-
bedingten Ein-
schränkungen
geprägt – auch
unser Gemein-
deleben: Wir

können uns nicht zum Gottesdienst in unserer Kirche treffen; stattdessen verschicke ich die Predigten für den jeweiligen Sonntag und Feiertag via E-Mail oder auf dem Postweg. Unsere Bibelstunden finden als Telefonkonferenzen statt, unsere Jerusalemer Nachmittage ebenfalls.

Die regelmäßigen Veranstaltungen der Jerusalem-Akademie finden als Video- oder Telefonkonferenzen statt.

Das verändert unser Gemeindeleben grundlegend; so etwas haben wir bisher noch nicht erlebt.

So ist es nur naheliegend, dass es in dieser Ausgabe des Jerusalem-Briefes fast ausschließlich um die Corona-Pandemie geht und darum, wie sie sich auf unser Leben – unser persönliches wie auch das unserer Gemeinde – auswirkt. Denn die einzelnen Ausgaben des Jerusalem-Briefes geben immer einen Einblick in unser je aktuelles Gemeindeleben; wie sollte es da möglich sein, die Auswirkungen der Corona-Pandemie nicht zum Thema dieser Ausgabe zu machen?!

Andererseits: Wie sollte es möglich sein, dies zu tun? Was immer über die derzeitige Situation geschrieben wird, ist kürzeste Zeit später schon nicht mehr aktuell; so schnell vollziehen sich die Entwicklungen. Ich sehe mir jeden Abend die Tagesschau an und wenn es im Anschluss eine Sonder-sendung gibt, auch diese (wie gut, dass es im Gegensatz zu früheren Zeiten die Möglichkeit gibt, diese Sendungen auch zeit-

versetzt anzusehen; so kann ich sie mir auch nach abendlichen Videokonferenzen noch ansehen). Und es gibt jeden Tag neue Entwicklungen, über die da berichtet wird.

Da stellt sich die Frage, wie es angesichts dieser schnellen Veränderungen eine aktuelle Ausgabe des Jerusalem-Briefes über die Corona-Pandemie und ihre Auswirkungen auf unser Gemeindeleben geben kann. Die Antwort: gar nicht.

Das ist aber auch gar nicht notwendig; es ist nicht wichtig, ob das, was jetzt für diese Ausgabe geschrieben worden ist, noch aktuell ist, wenn sie erscheint. Viel wichtiger ist, dass wir uns darüber austauschen, wie es uns zu der Zeit ergangen ist, in der wir unsere Beiträge für diese Ausgabe geschrieben haben, wie wir mit der Situation umgegangen sind, was uns belastet hat – aber auch, was wir in dieser Zeit als Gewinn erachtet haben. Diese Einblicke in unser Leben – auch unser Glaubensleben, die wir uns damit gegenseitig gewähren, sind wertvolle Momentaufnahmen.

Und so danke ich an dieser Stelle denjenigen, die in unserer Gemeinde ihre Heimat haben und bereit gewesen sind, uns Einblicke in ihre Wahrnehmung und Gestaltung dieser Situation zu gewähren, indem sie sie verschriftlicht und als Beiträge für diese Ausgabe zur Verfügung gestellt haben.

So finden Sie auf den folgenden Seiten Beiträge von Irmgard Höfs, Dr. Renate Heidner, Ingrid Pirsch, Dr. Michael Arretz, Germaine Paetau, Beate Trapp, Michaela Lohr, Dorothea Pape, Monika Sauter, Horst Bopzin, Johanna Nöllenburg, Dr. Günther Kießling, Onno J. Hofmann, Helga Kießling und auch von Oshra Beate Danker vom Freundeskreis unserer jüdischen Partnergemeinde, der Jüdischen Gemeinde Pinneberg. Denn deren Mitglieder haben sich den Herausforderungen durch die Corona-bedingten Einschränkungen ebenso zu stellen wie wir. Auch sie mussten neue Wege finden, ihr Gemeindeleben zu gestalten.

Wie können wir das, was wir gerade erleben, theologisch deuten? Auf diese so wichtige Frage finden Sie Antworten in dem Beitrag von Prof. Dr. Helga Kuhlmann.

Daran schließen sich Gedanken zur Verwundbarkeit des Menschen an.

Die Frage, wie wir die jetzige Situation erleben und deuten, braucht Zeit – und auch Raum. Und so ist die Ausgabe, die Sie jetzt in den Händen halten, ungleich länger als die sonstigen Ausgaben unseres Jerusalem-Briefes. Am Ende dieser Ausgabe haben Sie Raum für eigene Gedanken.

Es ist nicht lange her, dass wir Herrn Wilfried Starck zu Grabe tragen mussten. Sein Tod hat eine schmerzhaft Lücke hinterlassen. Unser Kirchengemeinderatsvorsitzender Dr. Michael Arretz erinnert in einem Nachruf an ihm. Diesen Nachruf finden den Sie am Ende dieser Ausgabe.

Dagegen finden Sie hier weder die Übersicht über unsere regelmäßigen Veranstaltungen noch den Veranstaltungskalender

mit den Terminen der Gottesdienste und Bibelstunden. Denn wir wissen jetzt noch nicht, wann wir uns wieder in unserer Kirche bzw. in unseren Gemeinderäumen treffen können. Wenn Sie an den Jerusalemernachmittagen sowie an den Bibelstunden in Form von Telefonkonferenzen teilnehmen möchten und wenn Sie die Predigten zugeschickt bekommen möchten, teilen Sie dies bitte Frau Henkel im Gemeindebüro mit.

Bleiben Sie behütet! Ihr

Hans-Christoph Goffmann

**Monatspruch im Monat
Juni 2020**

Du allein kennst das Herz
aller Menschenkinder.

1. Könige 8, 39

**Das Corona-Virus und unser Leben
von Irmgard Höfs**

Das Corona-Virus verändert unser Leben, natürlich auch meines. Das reicht von einer ganzen Reihe von Einschränkungen, denen wir alle unterworfen sind, bis zu Veränderungen in meinem persönlichen Umfeld und Tagesablauf.

Ich bin in der glücklichen Lage, ein „vollwertiger Teil“ eines Familienverbandes zu sein. So habe ich Menschen um mich herum, mit denen ich reden und denen ich auch nahe kommen kann. Mein Sohn arbeitet im Homeoffice, mein Enkelsohn lernt zu Hause über das Internet. Nur meine Schwiegertochter geht täglich aus dem Haus, um zu arbeiten. Und so versorge ich meine beiden Home-Worker mit Frühstück und einer kleinen Mahlzeit zwischendurch. Am Abend kochen meine Schwiegertochter und ich abwechselnd. Dazu kam jetzt noch das Nähen von Masken für die ganze

Familie. Soviel Hausarbeit hatte ich schon seit Jahren nicht mehr.

Ich bin also wirklich nicht einsam und auch sehr dankbar dafür.

Aber ich habe ein tiefes Mitgefühl mit den Menschen, die in dieser Zeit nicht besucht werden dürfen und/oder gar nicht mehr in der Lage sind, die gegenwärtige Situation zu verstehen. Ich stelle mir vor, dass diese Menschen sich zutiefst verlassen und trostlos vorkommen.

Es gab ja auch schon vor Corona viele Menschen, die nicht sozial eingebunden waren. Aber inzwischen leiden sicherlich noch viele mehr, die bisher liebevoll besucht worden sind, unter der Kontaktsperre.

Bisher war es in unserer Gesellschaft ein besonderes Gut, soziale Kontakte aufzubauen und zu halten. Wir haben gelernt,

dass diese Kontakte ein wesentlicher Baustein für unsere körperliche und seelische Gesundheit darstellen. In dieser Krise müssen nun lernen, genau darauf zu verzichten, Distanz zu unseren Mitmenschen zu halten und darauf zu achten, dass wir niemandem zu nahe kommen und uns niemand zu nahe kommt.

Telefon und Internet sind für mich eher ein magerer Ersatz für ein Treffen mit Freunden, für das Singen im Chor, Treffen zur spirituellen Entwicklung, Spiele- und Handarbeitsrunden, Tanzen und Sport.

Die Notwendigkeit der Kontaktsperre ist vorhanden und nicht wegzudiskutieren. Aber weh tut es trotzdem, wenn zum Geburtstag die Enkelkinder vor der Tür stehen und ein Geburtstagsständchen singen, ich sie aber nicht hereinbitten darf. (Gefreut hab ich mich trotzdem!)

Und es gibt ja leider keinen „Ablauftermin“ für diesen Zustand. Es ist völlig ungewiss, wann die jetzigen Beschränkungen ohne Gefahr aufgehoben werden können. Wann wir zum Beispiel unseren Gottesdienst gemeinsam in der Kirche feiern und mit unserem Chorgesang verschönern können.

Ich bin gespannt, wie unsere Welt, wie unser Alltag aussehen wird, wenn wir diese besondere Zeit durchgestanden haben. Ich würde mir wünschen, dass der Zusammenhalt und das Bewusstsein unseres Bedürfnisses nach Nähe, das ich bei mir selbst, aber auch bei den Menschen um mich herum verspüre, erhalten bleiben.

Man kann ja auch trotz Maske mit den Augen strahlen.

Zeit der Angst und Zeit der Freude

von Dr. Renate Heidner

Plötzlich hat sich das Leben verändert!

In den Kirchen wird kein Gottesdienst gefeiert, in den Schulen gibt es keinen Unterricht und stattdessen Hausarbeiten. Viele Berufstätige verdienen ihr Geld durch Heimarbeit.

Eine schwere Krankheit lastet über der Bevölkerung.

Die Alten sollen besonders gefährdet sein, heißt es. Auch ich gehöre zu den Alten mit meinen 82 Jahren.

Mein Leben hat sich verändert!

Ich benutze keine öffentlichen Verkehrsmittel und komme auf diese Weise nicht mehr so oft in meinen Garten. Ich gehe nicht einkaufen und meine Spaziergänge in den Schanzenpark müssen unterbleiben.

Am Jahresanfang

wurde ich an einen Satz aus dem Römerbrief 12,12 erinnert: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet“.

Dieser Text ist mein Konfirmationsspruch, der mir im Jahr 1951 durch Pastor Dr. Schmutzler in der uralten Dorfkirche in Panitzsch aufgetragen wurde.

In diesem Satz ist kein Versprechen, sondern ein dreifacher Auftrag: fröhlich sein, geduldig sein und treu sein!

Es geht mir gut und darüber bin ich froh und dankbar.

* * *



Dr. Renate Heidner,
Dr. Irene Heidner
und David Heidner
(von links nach rechts)

Erschrecken und Vertrauen von Ingrid Pirsch

Zuerst Erschrecken, dann mehr oder weniger Begreifen. Die Situation ist ernst. Informationen überschlagen sich. Ich habe begriffen: Alle Menschen weltweit sind von Corona betroffen. Ich wehre mich gegen Hamsterkäufe, doch dann möchte ich auch Vorräte erwerben.

Ich beginne zu beten, weiß aus Erfahrung und Glauben, dass Gebete erhört werden. So lebe ich nun ruhig, überlasse Gott die Situation, der alles regelt nach seinem Plan.

Mein Leben ist ein anderes geworden, mich begleitet Psalm 73,23 seit vielen Jahren. Nun ist er wieder präsent. Ich bin froh, dass ich diesen Psalm als Motto habe.

Gutes und Bewahrung habe ich erlebt, so nehme ich das andere Leben auch an (Hiob). Es ist nicht einfach, aber so ist es eben. Daran zerbreche ich nicht. Im Vertrauen auf Gottes Segen lebe ich weiter, aber nicht so wie bisher. Ich bin achtsamer geworden. Was ich erledigen kann, erledige ich. Alle weiteren Dinge lege ich in Gottes Hand. Nach dem Motto aus Psalm 73,23. Ich bin dankbar für das Gute, das ich erleben konnte, für die Bewahrung in schwierigen Situationen.

So erlebe ich jeden Tag neu im Vertrauen auf Gott, stelle mich unter seinen Schutz, folge den Anordnungen unserer Politiker, den Einschränkungen, hoffe somit, Corona überwinden zu können.

Dankbar bin ich meinen Kindern und Nachbarn, die mir Hilfe anbieten. Andererseits biete ich ihnen auch meine Hilfe im Rahmen meiner Möglichkeiten an.

Ist diese Krise nicht auch eine Chance, dass die Menschen zusammenrücken, sich näher kommen, sich intensiver wahrnehmen? Ich glaube es. Wir merken, dass wir mit unseren Nöten nicht allein sind, merken im Gespräch (Distanz, Telefon), dass wir nicht allein sind, können im Gespräch den Sinn unseres Lebens erkennen, merken, dass wir einen Gott haben, der uns liebt, dass es sich lohnt, an ihn zu glauben, von ihm ergriffen zu sein.

In schwierigen Situationen suchen Menschen oft Hilfe im Glauben, in der Kirche. Das geschah auch nach dem Zweiten Weltkrieg, als Deutschland in Trümmern lag. Zu den Gottesdiensten kamen viele Menschen, suchten Halt, den Sinn ihres Lebens. Ich meine, dass solche Situationen vergleichbar sind. Das Thema beschäftigt mich. Ich frage mich: Was sollen wir Menschen lernen? Auf jeden Fall regen Krisensituationen zum Nach- und Umdenken an, dass Barmherzigkeit, Hilfsbereitschaft, Respekt vor Menschen wichtig sind, um unsere Welt zu einer friedlichen und lebenswerten Welt zu machen.

Zum Schluss: Ich fühle mich eingeschränkt. Besonders vermisse ich die Gottesdienste, den direkten Kontakt mit gläubigen Menschen aus der Kirchengemeinde.

Hamburg im April 2020 – was verändert die Corona-Pandemie?

von Dr. Michael Arretz

Im Februar wütete in China eine Viruskrankheit und erste Fälle hatten wir auch in Deutschland. Ich arbeitete an meinen Planungen für Treffen und Geschäftsreisen bis Anfang Mai, denn am 25. April fängt der Ramadan an und diese Zeit verändert das

öffentliche Leben in Bangladesch und anderen muslimisch geprägten Ländern sehr. Ich machte mich für ein paar Tage auf nach Nordspanien. Dort waren die Straßen voll, die Bahnen ebenfalls und abends in den Bars gab es das große Gedränge um

Tapas und Getränke. Schon vor dem Rückflug informierte Lufthansa über Stornierungen und Wechsel und so war ich nicht verwundert, als es bei meiner Rückkehr am 11. März am Frankfurter Flughafen ganz anders zuging: kein Gedränge, keine Eilenden, die Infotafeln voll mit Stornierungen. In Hamburg stürzte ich mich in meinen Büroalltag – eigentlich war alles wie immer. Nur der Infoblog zur Corona-Krise in der Tagesschau war neu und vermeldete 1.431 Infizierte. Die Hoffnung war, dass die Zahl bis zum Wochenende nicht über 3.000 ansteigen würde, die Verdopplungszeit also über drei Tagen läge. Am Sonntag war Gottesdienst mit sehr wenigen Teilnehmern und auch zum Kirchenkaffee blieben nicht viele. Die Zahlen sprangen dann auf über 4.000 und es war klar, dass sich nun noch mehr ändern würde. Ich stieg für die Fahrten ins Büro auf das Fahrrad. An der Alster wurde es jetzt täglich voller und die Fahrt zur Slalomangelegenheit. Die Arbeit nahm für mich eher zu, da nun Verabredungen verlegt und Treffen anders organisiert, Flüge und Hotels storniert und das Homeoffice von Mitarbeitern in Bangladesch eingerichtet werden mussten. Die Karwoche war viel ruhiger als sonst, ohne letzte Gespräche und Treffen und hatte ihren ersten Höhepunkt im virtuellen Feierabendmahl mit dem schon mystischen Gebet und Gesang der Teilnehmer. Ich war allein in der Kirche, saß auf dem Stuhl von Herrn Starck und hatte eine Kerze dazu angezündet, später verhüllte ich noch das Kreuz. Die Reise nach Paderborn, wo ich die letzten 20 Jahre das Osterfest verbracht hatte, fiel aus. Karfreitag und Karsamstag waren so ganz anders vom Ablauf und von der Stimmung her. Den Gottesdienst zur Auferstehung feierte ich dann wie gewohnt ab 6.00 Uhr in der Kirche – unserer Kirche. Mit einem Licht zog ich allein ein, mit Gebeten und Musik verbrachte ich die



nächste Stunde und mit dem aufziehenden Tageslicht entzündete ich auch alle Kerzen. Nach 7.00 Uhr verließ ich unsere schöne Kirche, gestärkt von den Eindrücken und ganz beschwingt von dieser Erfahrung und fühlte mich vorbereitet auf die österliche Zeit. Eigentlich hat sich für mich durch Corona nichts geändert, da ich immer noch zur Arbeit gehe. Aber eigentlich hat sich vieles

verändert. So bin ich zum ersten Mal seit mehr als sechs Wochen durchgehend in Hamburg. Die Familie ist seit Jahren zeitweilig komplett zu Hause, was sonst nur zu Weihnachten der Fall war. Und ich gehe spazieren und erlebe diesen Frühling ganz besonders und genieße die Ruhe durch den fehlenden Verkehrslärm am Boden und in der Luft. Ich entdecke neue Viertel in Hamburg und träume von Veränderungen nach Corona. Vor allem aber freue ich mich schon sehr auf den nächsten Gottesdienst in unserer Gemeinde – mögen die virtuellen Gottesdienste via Internet, Radio und Fernsehen noch so schön sein, das Miteinander in der Gemeinde ersetzen sie nicht.

* * *

**Monatsspruch im Monat
Juli 2020**

Der Engel des Herrn rührte Elia an und sprach: Steh auf uns iss! Denn du hast einen weiten Weg vor dir.

1. Könige 19, 7

* * *

Was jetzt alles anders ist von Germaine Paetau

1. Szene: Der Drucker druckt nicht! Auch nach vielfältigem Hin und Her tut sich nichts. Also einen neuen bestellen bei einem Global Player, der seine Angestellten fast wie Entrechtete behandelt, ohne Kündigungsschutz, ohne die Möglichkeit, Betriebsräte zu bilden und mit einer Wochenarbeitszeit von bis zu 70 Stunden? Nein! Dann lieber nochmals Freunde fragen, ob sie für mein Problem eine Lösung haben, und wieder vieles ausprobieren...

2. Szene: Ostergottesdienst in der Jerusalem-Kirche! Die drei mir bekannten Pastoren führen uns, ihre Gemeindeglieder, die wir alle zu Hause vor unseren Bildschirmen sitzen, durch die Liturgie, jeder auf die ihm eigene Weise, mit dem ihm eigenen tiefen Gottesverständnis. Ihre Worte berühren mich. Die drei wirken so zugewandt und glaubhaft in ihrem Tun. Zu sehen ist davon aber nichts, denn es handelt sich um eine Audio-Botschaft.

Jetzt, zum Abschluss, sprechen wir das Vaterunser, die drei Pastoren in der Kirche zur Zeit der Aufnahme vor mehr als einer Woche, und ich hier bei mir. Das tut gut! Ich empfinde es aber auch als grotesk, denn Gottesdienst bedeutet für mich Gemeinschaft in meiner Gemeinde, mit anderen zu sprechen und mitzusingen und sich nachher beim Kirchenkaffee miteinander darüber auszutauschen. Das fehlt mir jetzt sehr.

3. Szene: Einkaufen bei basic in der Osterstraße! Einkaufen ist anstrengender geworden. Vor den Läden bilden sich lange Schlangen. Im Eingang steht eine junge Frau, die mir sehr freundlich mitteilt, wann ich den Laden betreten darf. Drinnen muss ich sehr genau aufpassen, dass ich nicht aus Versehen an jemandem vorbeischrämme, weil ich den gebotenen Abstand von 1,50 Metern nicht eingehalten

habe. So tänzele ich also um Verkäufer und andere Kunden herum zur Kasse. Alles selbstverständlich mit Mundschutz! Zum Einpacken in die Fahrradtaschen schiebe ich meinen Einkaufswagen nach draußen, damit niemand zu lange darauf warten muss, bis ich „fertig gepackt“ habe. Es ist mir ein wenig unangenehm, so in der Öffentlichkeit alle meine frisch erworbenen Habseligkeiten zu präsentieren. Aber ich habe dafür den Anderen Zeit erspart. Ist das sinnvoll?

Ich genieße die Ruhe! Wenig Autoverkehr und noch viel weniger Flugzeuge sind zu hören. Fahrradfahren ist eine Freude, weil ich nicht ständig hochkonzentriert auf andere Verkehrsteilnehmer achten muss, die von rechts, links, vorne und hinten gleichzeitig auf mich zufahren oder -springen. Ich habe unendlich Zeit für alles, da ich nicht mehr berufstätig bin, keine kleinen Kinder zu beaufsichtigen habe und auch mein Ehrenamt zurzeit brachliegt. Das heißt, ich bin äußerst privilegiert. Aber es tut mir gut, mich nicht kümmern zu müssen. Meine Wohnung ist Nutznießerin davon. Es macht Spaß, so ganz selbstvergessen Böden zu wienern, Fenster zu putzen, Gardinen zu waschen und zu bügeln. Und endlich ist genug Zeit zum Lesen da, wie wunderbar! Etliche Telefonate werden mit den unerreichbaren Freundinnen geführt, E-Mails geschrieben.

Das alles aus der Not heraus, die Freundinnen nicht treffen zu können, was viel schöner wäre. Wir können uns auch nicht einfach nach einem gemeinsamen Spaziergang in ein Café oder ein Restaurant zum Entspannen und Weiterklönen setzen. Nein, wir müssen, jede für sich, ins eigene Heim zurückkehren.

Es fehlen die Heilung-und-Spiritualitätsgruppe, der Rheumasport, das Singen im

Chor oder im Gottesdienst und die Besuche in der Hamburgischen Staatsoper, auch die vielen Konzerte in der Jerusalem-Kirche. Diese Zeit nagt an der Seele. Da

spendet das derzeit äußerst erstaunliche Wetter einen enormen Trost!

* * *

Eindrücke in der Corona-Zeit – Gedanken, die auf einen Zettel passen

von Beate Trapp

Gefühlte Zeit, die vergangen ist seit dem Versammlungsverbot: Wochen, Monate Jahre????

Tröpfchen-Übertragung des Virus von Mensch zu Mensch: Kontaktsperre.

Freiheit noch da: losgehen an die frische Luft zum Lebensmitteleinkauf, Spaziergang, Radtour, auch zu zweit.

Jegliche Treffen mit Menschen in Gruppen: gestrichen.

Regelmäßig Nachrichten im Radio, Internet, Fernsehen, Apps, Zeitungen:

Ich bin verbunden mit vielen, in Hamburg, Deutschland, Europa, der Welt.

Hilfsangebote, neue Ideen, alte Verhärtungen werden abgestreift. neue Verbindungen über das Internet, Handy, Hilfsangebote an ältere Menschen, Obdachlose.

Wie lange noch? Nicht absehbar? Oder schon bald wie früher?

* * *

Wie geht es mir in der Corona-Zeit?

von Michaela Lohr

Da ich nicht mehr arbeite und mich gut alleine daheim beschäftigen kann, ändert sich bei mir gar nicht soviel.

Nun ja, ein paar Dinge gibt es da schon. Da ich zu diversen Risikogruppen gehöre, gehe ich nur zum Einkaufen und zu Arztbesuchen aus dem Haus.



Da dies auch viele andere betrifft, habe ich die Arbeit an den Schaukästen eingestellt. Schließlich sollten ja alle möglichst daheim bleiben. Da nun aber die Versammlungslockerungen anstanden und viel diskutiert wurde, dass angeblich unsere Religionsfreiheit verboten wird, habe ich die Schaukästen aktualisiert. In der Woche, in der mein Mann Urlaub nehmen musste, hat er mich hingefahren und wir haben den Themenbereich und auch den Infobereich ausgetauscht. So musste ich nicht mit den Öffentlichen Verkehrsmitteln fahren. Leider lässt seit den Lockerungen die Vorsicht bei etlichen Menschen nach.

Ein zweiter Bereich, den die Corona-Zeit betrifft, ist unsere kirchliche Trauung am 20. Juni. Da unsere komplette Verwandtschaft in Bayern und Baden-Württemberg lebt und fast komplett zur Risikogruppe gehört, kamen nach Anfrage diverse Absagen. Wir wollen aber mit allen oder gar

nicht feiern. Also werden wir die Trauung um ein Jahr verschieben! Alles andere macht keinen Sinn. Aber es hat auch etwas Gutes, da meine beste Freundin und Georgs Trauzeugin am 20. Juni in Nürnberg bei der Hochzeit ihres Patenkindes gewesen wäre. Nächstes Jahr klappt es vielleicht.

Natürlich vermisse ich auch meine drei Gemeinden! Aber wozu gibt es Telefon? So halte ich mit einigen den Kontakt, bei den Jesusfreunden sieht man sich auch über Zoomkonferenzen. Jede Gemeinde musste ja überlegen, wie sie die Gemeindegemeinschaft neu gestaltet. Und ich finde, unsere drei Pastoren haben das super hingekriegt. An Ostern wusste ich gar nicht, was ich zuerst schauen sollte. Aber der Gottesdienst war auch am Dienstag noch super!

Durch einen Zufall habe ich noch eine katholische Dame im Hochhaus gegenüber kennengelernt. Es war ganz zu Beginn von Corona. Ich bekam ein Paket geliefert und der Bote gab mir ein zweites für eine Nachbarin. Dass sie nicht im selben Haus wie ich wohnte, bemerkte ich nicht. Der Name klang nicht nach einer jungen Person, also bin ich am nächsten Tag zum Hochhaus und habe geklingelt. Sie war ganz erstaunt, dass jemand fremdes etwas für sie annimmt und dann auch noch vorbeibringt. Die Verwaltung in ihrem Haus hatte zwar eine Liste aufgehängt, in der sich Helfer eintragen können. Aber es steht kein einziger drin! Und sie betet seit Jahren für eine christliche Freundin, da sie sehr alleine ist. Und dann klinge ich und frage sie auch noch, ob sie Hilfe brauchen kann. Ja Gott ist groß und erhört Gebete. Nun sind Marcelina und ich Freundinnen und telefonieren. Da sie sehr katholisch ist, stellt mich das durchaus vor Herausforderungen.

Ansonsten weiß ich mich zu beschäftigen, es gibt so vieles, was ich schon immer einmal tun wollte. Auch habe ich über eine Bibellese App eine WhatsApp Gruppe gefunden, in der wir uns über den täglichen Impuls austauschen. Neben dieser offiziell-

len App gibt es inzwischen noch zwei andere, wo es um Gott und die Welt und uns geht, und eine künstlerische. Die Bibelapp ist aus der Schweiz, wir sind also Schweizer, Österreicher und Deutsche. Auch das ist eine tolle Mischung und Bereicherung. Und so viele verschiedene Gemeinden und Arten Glauben zu erleben. Schade, dass ich im Moment noch gar nicht die Zeit habe, um all das Kreative der anderen auszuprobieren. Aber wir ermutigen uns auch gegenseitig, bauen auf, motivieren und klagen unser Leid. Die digitale Welt eröffnet neue Möglichkeiten. Nicht nur für Kirche, auch für jeden einzelnen Menschen.

Einen Nachteil hat das zu Hause sitzen, ich lese gerne und nasche gerne.... mehr muss ich nicht sagen, oder? ;-)

Wenn ich mal zum Einkaufen draußen bin, bin ich erstaunt, wie egoistisch die Menschen noch immer sind. Oder bin ich nur zu naiv? Da ist viel Gebet nötig. Für so vieles kann man im Moment beten. Dass die Zeit nach Corona nicht genau so weitergehen wird wie davor, müsste eigentlich klar sein, oder? Nun plagen mich auch keine Existenzängste, ich hab keine Kinder, die ich rund um die Uhr für Monate beschäftigen muss, keine Eltern mehr, die gepflegt werden müssen, etc. Auch da können wir füreinander beten und beim Herrn eintreten. Dass unsere Gemeindeglieder da gut durch kommen. Und doch jammern wir auf hohem Niveau, selbst in Corona-Zeiten. Wenn ich da sehe, was in den anderen Ländern passiert oder auch nicht passiert. Da kann ich Gott nur danken dafür, wie gut es mir geht, auch wenn ich ihm trotzdem meine Klagen bringen darf.

Nun haben Sie einen kleinen Einblick gewonnen und ich bin schon gespannt auf die anderen Berichte.

Bleiben Sie alle gesund und passen Sie gut auf sich auf. Wer einmal anrufen möchte, Herr Goßmann gibt gerne meine Telefonnummer weiter. Lieben Gruß und Gott befohlen, Michaela Lohr.

Sehen und Hören von Dorothea Pape

Liebe Schwestern und Brüder, diese Anrede hört sich vielleicht ein bisschen sehr nach Gottesdienstsprache an oder vielleicht sogar etwas konstruiert oder vielleicht sogar etwas übertrieben, aber ich meine sie so, wie sie da steht und ich freue mich sehr, dass ich das zu Euch sagen darf. In den letzten Jahren hatte ich immer wieder einmal Zeit, an einem Gottesdienst teilzunehmen (ich liebe die Predigten von Hans-Christoph Goßmann und den anderen. Sie sind toll!) oder ich durfte bei Euch einen Vertretungsgottesdienst machen. Dabei haben wir uns kennengelernt, interessante Gespräche geführt und angefangen, uns gern zu haben. Das Kaffeetrinken nach dem Gottesdienst, wo ich peu a peu mit so vielen interessanten Menschen ins Gespräch kommen konnte, hat mir sehr gefallen und ich vermisse es. ...wie auch den schönen Gottesdienstraum, die herrlichen Fenster und die Mosaiken, insbesondere links den Palmbaum, mein Lieblingsbild. Phantastisch! Einfach genial!

Ich habe in der Jerusalem-Gemeinde Menschen kennengelernt, die mir zum Teil sehr intensiv aus ihrem Leben erzählt haben; wie sie zu dieser Gemeinde gekommen sind, was ihnen im Leben wichtig ist – zuletzt war das ein Gespräch mit Herrn Dr. Arretz, über BIOLOGIE! Ja, und nun soll ich Euch schreiben... Nun ja. Meistens bin ich sehr allein. Aber es hat sich auch etwas geändert in meinem Sehen und Hören, weil es so wenig Gespräch gibt, so wenig Austausch jetzt... Es ist viel wichtiger geworden, aber so selten!... Ich habe interessante Gespräche am Telefon oder im Web geführt, über viele interessante Sachen, einmal sogar persönlich mit Zwei-Meter-Abstand im Kleinen Saal der Jerusalem-Kirche mit meiner Professorin, Frau Prof. Dr. Helga Kuhlmann, über meine Arbeit, über Moses Mendelssohn... Und ich merke, es ist etwas ganz Besonderes, wenn man in dieser z.T. sehr einsamen Zeit plötzlich Zuwendung bekommt oder eine

andere Sichtweise als die eigene... Eines der theologisch wichtigsten Gespräche war mit Prof. Dr. Josef Kirsch am Telefon. Er fragte mich, ob ich etwas über die „dunkle Seite der Schöpfung“ wüsste, was nicht der Fall war. Im Anschluss an die Feststellung, Gott habe auch das Corona-Virus geschaffen, erzählte er Folgendes: Er war einmal Beisitzer bei einer Prüfung im Alten Testament, Schöpfungstheologie. Und Prof. Dr. Timm fragte nach der „dunklen Seite der Schöpfung“ – er meinte damit, dass expressis verbis beschrieben wird, dass Gott auch das Böse – zusammen mit dem Guten – geschaffen habe. Es gäbe dazu drei Stellen in der Bibel: Das sind Amos 3,6: „Bläst man etwa das Horn in einer Stadt und das Volk entsetzt sich nicht? Geschieht etwa ein Unglück in der Stadt und der Herr hat es nicht getan?“, Klagelieder 3: „Ich bin der Mann, der elend sehen muss durch die Rute seines Grimmes. Er hat mich geführt und gehen lassen in die Finsternis und nicht ins Licht“...usw.; Jesaja 45 überall, aber z.B. in Vers 7: „...der ich das Licht mache und schaffe die Finsternis, der ich Frieden gebe und schaffe Unheil. Ich bin der Herr, der dies tut.“ Das ist doch ziemlich wichtig, dass man das auch mal zur Kenntnis nimmt beim „lieben Gott“! Prof. Kirsch sagte, dass sei noch etwas anderes als der Persische Dualismus, dem wir in Deuterocesaja begegnen, der entstand, damit die Wirklichkeit nicht auseinanderbricht. (Die Wirklichkeit selbst in Babylonien sah eben nicht nur schlimm aus, sondern: wir haben dort auch gelacht und geliebt...). Tja, was soll man dazu sagen?... Neulich sah ich ein Firmen-Auto mit der Aufschrift: Hier arbeitet der Chef noch selbst.... Und ein zweites, von einem Elektro-Laden: Licht ist Leben! WAS sehe ich, worauf schaue ich – wo jetzt draußen beim Spaziergehen fast nur noch Schauen aus dem Abstand heraus ist? Und man so viel seinen eigenen Gedanken ausgesetzt ist....

Ich lese einen Schriftsteller, den ich sehr liebe, Anthony de Mello, einen in Indien geborenen Jesuiten, der aber auch religiös Kosmopolit war. Auch er macht sich Gedanken um das Sehen – und die Persönlichkeit dahinter: „Als der Meister gefragt wurde, warum Sehen so schwierig sei, erzählte er diese Begebenheit: ‘Nach Rückkehr von einer Reise nach Europa wurde Sam, der in einem Geschäft für Herrenunterwäsche arbeitete, von seinem Kollegen wissbegierig gefragt: ‚Konntest du einen Abstecher nach Rom machen?‘ ‚Und hast du den Papst gesehen?‘ – ‚Den Papst gesehen? Ich hatte eine Privataudienz bei ihm!‘ ‚Was du nicht sagst‘, rief der Kollege aus. ‚Wie sieht er aus?‘ ‚Ach, ich würde sagen, er hat Größe sechsunddreißigeinhalb‘ sagte Sam.“ (S.153)

Und eine andere Geschichte von ihm über Hören und Sehen: „Um seinen oft wiederholten Lehrsatz ‚Du siehst die Dinge, wie *du* bist, nicht wie sie sind‘ deutlich zu machen, erzählte der Meister die Geschichte von seinem einundachtzigjährigen Freund, der eines Tages durchnässt und schlammbedeckt ins Kloster kam. ‚Es ist dieser Bach, eine Viertelstunde von hier‘, sagte er. ‚Ich habe ihn früher immer mit einem Sprung geschafft. Aber jetzt lande ich immer in der Mitte. Ich habe nicht gemerkt, dass der Bach breiter geworden ist.‘ Worauf der Meister nur sagte: ‚Heute sehe ich immer, wenn ich mich bücke, dass der Boden weiter entfernt ist als in meiner Jugend.‘“ (S. 157, In: Anthony de Mello, *Der Dieb im Wahrheitsladen*, Herder 1997)

* * *

Corona-Pandemie als Chance

von Monika Sauter

Eine Chance für mich, zur Ruhe zu kommen nach rastlosen, teilweise selbst auferlegten Terminen wie Chor-Terminen am Abend, Taizé-Gebeten und späten Bibliotheks-Besuchen.

Ich hatte mehrere Wochen hindurch kaum noch einen freien Tag durch die zusätzliche Arbeit am Wochenende. Allerdings macht mir diese Arbeit Spaß und ist eine Abwechslung (Michel-Krypta). Nach meinem Gefühl fehlte mir Zeit zum Erholen.

Eine Arbeit wollte seit Wochen, Monaten von mir korrigiert werden.

Der Februar mit dem Schulpraktikum und nachmittäglicher Arbeit konnte gerade so mit meinen Kräften bewältigt werden, leider folgte eine schlechte Bewertung durch meine Mentorin am Ende trotz all meines Einsatzes an

einer Schule mit den „wohlstandsverwahrlosten“ Kindern, wie eine Chorkollegin es ausdrückte. Soll ich meine Existenz mein Leben lang nur von prekären Beschäftigungen fristen oder wieder arbeitslos werden? Sollen alle meine Bemühungen wieder und wieder umsonst sein oder nur von

einem Nutzen, der sich anders zeigt wie gedacht? Hängen mir die Geburt oder die Gene, Faulheit oder das Unglück an, wahrscheinlich alles zusammen?

Der Latinums-Kurs im März mit vier Teilnehmer*innen, die gut aufeinander eingingen und sich voll und ganz

auf meinen Unterricht einließen, baute mich wieder auf. Zwei Wochen Urlaub hatte ich dafür genommen. Einer der Teilnehmer fuhr wegen einer möglichen Ausgangssperre in Hamburg schon am Vor-



abend des vorletzten Tages nach Rostock zurück und schickte mir seine Klausur per Mail.

Jedenfalls mache ich seit mehreren Wochen online Gymnastik mit dem Hochschulsport und fühle mich körperlich inzwischen besser als am Jahresanfang. Als ängstlicher Typ nehme ich wirklich Abstand, möchte auch nicht passiv Virus-Überträgerin sein. Manchmal trage ich so eine Schutz-Maske, aber keine medizinische. In den Park gehe ich in der letzten Zeit häufiger. Nur die Jogger*innen laufen vollkommen unbedenklich an allen vorbei. Die Narzissen und Tulpen blühen unbekümmert.

Der Shutdown hat die Luft gereinigt, meine Smog-Allergie ist beruhigt. Mir nehmen Straßen die Luft zum Atmen. Dass ein Virus das auch vermag, ist schon erschreckend.

Am Sonnabendabend gibt es ein Evening-Prayer mit der Englischen Kirche, was wirklich erbaulich ist. Die Sorgen und Freuden dieser Krisenzeit zu teilen und Gott anheimzustellen, tut gut. Auch die Telefonbibelstunde unseres Pastors Dr. Goßmann ist hier eine aufmunternde Aktion. Predigten online zu bekommen und zu vertiefen, kann auch etwas Geistliches sein.

Corona-Angstmacherei ist schädlich. Angst vor jedem Kontakt bei älteren Angehörigen kann diese sehr einsam machen. Natürlich geht ihre Gesundheit vor, das Risiko muss jede*r selbst abwägen.

Die Uni geht mit ihren Veranstaltungen auch online – zumindest im April und Mai,

vielleicht im ganzen Semester. Für mich spart das Fahrtwege. Lesen und Übersetzen geht auch von zu Hause aus. Ich denke an die Krankenschwestern und Ärzt*innen in den Krankenhäusern und Intensivstationen. Dort anzurufen hatte mir gezeigt, wieviel schon vorbereitet wurde für die Corona-Krise (Corona-Konferenzen) und welcher Einsatz den Helfenden abverlangt wird.

Was Extinction Rebellion sich gewünscht hatte an Maßnahmen zivilen Ungehorsams, ist jetzt Wirklichkeit: Stopp von Produktion, Reisen, Massenkonsumzwang, weniger globaler Handel zuungunsten der Schwachen. Kein Stopp des Klimawandels (siehe Brände in der Ukraine und Dürre bei uns), aber ein klarer Sternenhimmel, klare Luft bei uns durch viel weniger Flugverkehr, Autoverkehr und Ausstoß aus der Industrie. Ein Schalldämpfer für das „Immer schneller, immer höher, immer besser“ des Kapitalismus!

Jetzt bin ich in Kurzarbeit, habe mehr Zeit zum Aufräumen, Musizieren, Korrigieren, für Muße.

Natürlich möchte ich nicht, dass der Staat auf Dauer für mich einspringt und möchte auch keine Rezession in Deutschland und weltweit erleben.

Ich wünsche mir, dass die Pandemie bald ein Ende nimmt und dass ein Impfstoff gefunden wird. Zugleich wünsche ich mir dauerhaft bei allen ein stärkeres Bewusstsein für die anderen wichtigen Dinge im Leben, sofern dieses jetzt wiedergefunden wurde oder neu entdeckt.

Verrückte Zeiten von Horst Bopzin

Heute Montag, der 3. Februar 2020. Herrn Starck abholen zum privaten Einkauf. Da war die Welt noch in Ordnung. Das Wetter klar, die Luft stinkt, die Straßen voller Verkehr. Glück gehabt, verbotenen Parkplatz gefunden.

Dann ging es los:
Herr Starck im Krankenhaus, gestorben am 12. Februar, Beerdigung mit Feier sehr eng beim „Café Lindtner“. Sehr, sehr traurig, aber Wetter gut. In der Kirche alles ok „Mittwochnachmittag“ wie immer am 11.

und 18. Februar, als wenn nichts Neues passiert. Die Predigt am 23. Februar Klasse mit Gastpredigerin Prof. Dr. Helga Kuhlmann und unseren Pastor Dr. Hans-Christoph Goßmann, sowie dem Eimsbütteler Frauenchor. Doch am Horizont kamen neue, nicht schöne Nachrichten: Die Corona-Seuche kommt aus Spanien und Italien immer näher an unser Norddeutschland heran. Kirchen, Gaststätten und nicht für den täglichen Gebrauch bestimmte Läden schließen! Persönlich habe ich dieses nicht „*ernst*“ genommen. Aber, wie mein Vater immer sagte: Der Mensch denkt, Gott lenkt. Viele Menschen dachten an ein anderes Sprichwort: „*Aus Angst macht man sich in die Hose*“! Das Klopapier wurde in den Märkten leergekauft. Immer mehr Personen liefen mit Gesichtsmasken herum. Engpass! an täglichen

Gütern. Meine Devise: *Ruhe bewahren und auf Gott vertrauen*. Das Klopapier wird später wieder preiswert zu haben sein und als Ladenhüter die Regale füllen. Als über 80-jährige Person habe ich schon Schlimmeres erlebt. Heute kam die Nachricht im Radio, die Schulen sollen für bestimmte Schüler wieder geöffnet werden, kleine Ladengeschäfte dürfen öffnen. Dann wird der Verkehr wieder anschwellen, man wird die Vögel nicht mehr hören können. Die Luft wird nach Treibstoff riechen. In den Verkehrsmitteln werden die Menschen gepresst. Ist das so von uns erwünscht? Oder können wir etwas daraus lernen? Wir sollten es wenigstens versuchen, es richtig für alle Menschen zu machen. Ein Kirchengang, egal welcher Religion, kann uns dabei nicht schaden, sondern helfen.

„Imagine all the People ...“

Ein kleiner, sehr persönlicher Beitrag zum Thema Corona-Pandemie
von Johanna Nöllenburg

Es ist doch schon alles gesagt worden!
Seit Wochen werden wir Tag täglich mehrere Male informiert, es wird diskutiert, Prognosen und auch Vergleiche zu anderen Ländern werden gestellt, Angst und Unsicherheit gehen um. Unsere Politiker haben es meiner Ansicht nach verstanden, sich den unerwarteten und gänzlich neuen Herausforderungen vorbildlich zu stellen und auch mit ihnen und durch sie zu wachsen.
Ich erlebe Demokratie ‚live‘, verwoben mit starken, sicheren Führungskräften und dennoch vorbildlicher Bürgernähe.
Ich erlebe ein ‚Geben und Nehmen‘, ernsthaftes Bemühen, verantwortlich, auch sogar überparteilich und im Interesse der Bürger dieses Landes zu handeln.



Ich erlebe, dass Führungskräfte sogar Fehler öffentlich eingestehen und dann eine sich ständig ändernde Situation neu überprüfen, dementsprechende Entscheidungen treffen und verantwortlich handeln.
Mir persönlich gibt das in Anbetracht der ernstesten Lage ein großes Ausmaß an Zuversicht und neues Vertrauen in unsere Politik und in die Führungskräfte unseres Landes.

Diese solide Basis, diese Grundlage spornt mich an, mitzumachen, mich einzubringen und aktiv zu werden, wo immer ich kann.

Es gibt mir Mut und Raum, eine eigene Meinung zu bilden, diese auch ständig zu hinterfragen, sie zu ändern, wenn die Grundlage dafür gegeben ist, und mich dafür stark zu machen und Auseinander-

setzungen nicht zu meiden; das war leider in meinem Leben oft der Fall.

Meine tiefe Trauer jedoch, mein Mitleiden und meine Fürbitten gelten den an den Corona-Viren Verstobenen und deren Angehörigen.

Dieser Erstickungstod ist grausam; auch unsere medizinischen Einrichtungen waren anfangs nicht vorbereitet genug, um Erleichterung zu verschaffen, die spezielle und nötige Versorgung war nicht gegeben.

Eine Frau, die so einem Tod gerade noch entgehen konnte und wie durch ein Wunder überlebte und „geheilt“ in ihr Zuhause entlassen wurde, berichtete sehr ausführlich, was sie erlebte.

Es war erschreckend und berührte sehr.

Sie sagte, obwohl sie nun geheilt sei, hat sich ihr Leben total verändert; es gäbe ein Vor der Ansteckung und ein Danach, aber keine Brücke dazwischen. Es sei so ein dunkler Schock gewesen, so etwas durchlebt zu haben, auf einmal, so plötzlich nicht atmen zu können, so ausgeliefert und hilflos gewesen zu sein, dass sie noch gar nicht wüsste, ob sie nicht doch lieber gestorben wäre, weil Freiheit, das Glück zu leben, nun einen anderen Stellenwert hätte. Sie könne sich nur noch ein Leben in völliger Zurückgezogenheit vorstellen.

Diese Frau, dieser anmutige Mensch war von Beruf selber Ärztin und konnte sich gut artikulieren. Ihr Bericht hat mich sehr ergriffen und bis heute nachdenklich gestimmt.

Aber als eine Gnadenzeit erlebe ich diese Corona-Zeit auch.

Es ermöglicht mir und uns umzudenken.

Wie lange die Auswirkungen, gesundheitlich, wirtschaftlich, politisch und ethisch-menschlich auch immer andauern werden oder auch sehr bald nicht mehr so bedrohlich sind, es gibt kein Zurück, keine lückenlose Anknüpfung an die Zeit davor.

Es bedrückt mich, wenn ich erlebe, dass viele Bürger sich nur nach einem schnellen Impfstoff als Lösung, wenn nicht Erlösung ausrichten und sich ihnen nicht die Notwendigkeit einer Veränderung in uns selber und mit unserem Umgang mit der Schöpfung aufdrängt.

„Ich selber kann und mag nicht ruh'n,“ bis uns ein Licht aufgeht, bis wir das Leid des Mitmenschen als unser eignes Leid betrachten und tätig werden, bis Massentierhaltung nicht nur zum Thema gemacht, sondern total abgeschafft wird, bis der Regenwald und alle Natur nicht durch rabiaten Abholzen abgetötet wird und der Fauna die Lebensmöglichkeit abdrosselt, das Ab- und Aussterben droht.

Gerade heutzutage durch den so genannten „Shutdown“ haben wir die nötige Zeit, uns über vieles genauer zu erkundigen und damit zu befassen, z.B. auch, wie Antibiotika tonnenweise in der Nutztierhaltung verwendet wird, ja tonnenweise zu verschiedenen Lebens- und Mastabschnitten der zu schlachtenden Tiere eingepflegt wird, sodass Viren diese Tatsache nutzen, um resistent und zur Lebensgefahr für den Menschen zu werden.

Ich, der Verbraucher, wir, die Verbraucher, haben die Wahl, haben die Freiheit und Macht, das zu ändern. Sind wir bereit? Werden wir mehr Geld für Fleisch aus artgerechter Tierhaltung ausgeben und ab sofort nicht mehr moralisch unvertretbares Billigfleisch vom Discounter kaufen oder uns sogar vegetarisch oder vegan ernähren???

Das Gleiche gilt für Armut, Hungersnot, Not an sauberem Trinkwasser, Ursache und Ausmaß der Flüchtlingswellen, Kriege und Kindesmisshandlung und Unrecht und Ungleichheiten sehr vieler Art.

Ich weiß Bescheid, bin informiert, du bist informiert, weißt Bescheid, wir sind informiert, wissen Bescheid durch ausgezeichnete Berichterstattungen, durch die Medien, derer wir uns alle mehr oder weniger bedienen.

Corona und die nächsten, noch schrecklicheren Viren, die uns befallen werden, wenn wir nicht umdenken und einlenken, die Natur mit all ihrem Krafthaushalt sind stärker und widerstandsfähiger als die Krone der Schöpfung, wenn sie sich nicht zurückbesinnt auf das Wesentliche, die Bewahrung und die Entfaltung der Schöpfung.

In den meisten Diskussionen und Fragen geht es bei den Mitbürgern um Sicherheit: „Wann wird es sich ändern? Wann werden Beschränkungen eingestellt? Wann kann ich wieder reisen? Wann wieder in die Kirche, Synagoge oder Moschee gehen, wann werden meine Kinder wieder in die Schule gehen? Wann kann ich wieder im Café sitzen oder im Restaurant mit Familie oder Freunden essen?“

Corona jedoch lehrt uns, dass wir mit Unsicherheiten leben müssen, dass wir unsere Pläne nur „wahrscheinlich“ ausführen können, dass Prognosen auch Prognosen bleiben. Die Physik hat das längst begreifen müssen, die Wahrscheinlichkeitstheorie hat den Determinismus ersetzt. Sichere Resultate sind nur wahrscheinlich, denn die Prämissen können sich ändern.

„Wenn Gott es will“, diesen Satz, den einige Menschen und vor allem die Muslime allem Vorhaben vorausstellen, erleben wir hautnah. Corona zwingt uns, umzudenken. Auch erlebe ich langsam erst, nun verstärkt, dass Menschen sich trotz Abstand, oder gerade deswegen, mehr um einander kümmern, freundlicher miteinander umge-

hen, Nächstenliebe ausüben, indem z.B. den Älteren, den Schwächeren geholfen wird. Fast rückt John Lennons Traum näher: „No need for greed or hunger. A brotherhood of Man“. Ich erlebe Christus in Tätigkeit vielerorts. Ich erlebe, dass Corona unserer europäischen Nationalhymne Schillers Worten und Beethovens Musik Rückgrat gibt: „Alle Menschen werden Brüder, wo dein sanfter Flügel weilt.“,

Lets not only imagine it, let's do it.

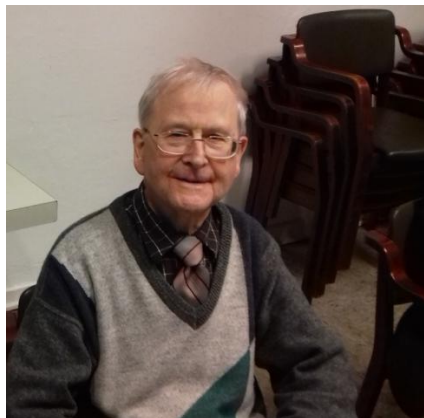
Lasst uns die Corona Pandemie als Wendepunkt nehmen, denn „die Liebe verändert das Leben“, sie ist das Höchste.

Schiller und Beethoven mit den Worten und der Musik der Europa-Hymne mögen uns leitendes Lichtbild sein:

“Imagine no possessions
I wonder, if you can
No need for greed or hunger
A Brotherhood of Man
Imagine all the people
Sharing all the World.“

Fortsetzung der Bibelstunde als Telefonkonferenz von Dr. Günther Kießling

Ab Februar d.J. hörten wir in den Tagesnachrichten immer häufiger Meldungen über Verbreitung einer neuartigen Virus-Erkrankung unter Menschen. Ausgehend von Wuhan, einer Provinz in China, erkrankten Menschen zunächst in Chinas Nachbarstaaten. Eines Tages tauchte das Virus dann in Südeuropa und weiteren Staaten der Welt auf, wobei aus einer Epidemie eine Pandemie wurde. Von Tag zu Tag wurden Zahlen infizierter und an der Virus-Erkrankung gestorbener Personen bekanntgegeben. Da es bisher kein Mittel gibt, Menschen vor einer



Infektion zu bewahren, und auch unklar ist, wie sich die Infektion verbreitet, wurde immer dringender empfohlen, nicht nur größere Ansammlungen von Menschen wie in öffentlichen Verkehrsmitteln, Konzerten, Theatern, Demonstrationen, Schulen, Sportveranstaltungen, Kaufhäusern zu vermeiden, sondern vorsichtshalber auch Begrüßungen untereinander mit Handschlag und Umarmung zu unterlassen und zwischen zwei Menschen einen Mindestabstand einzuhalten. Es war daher vorauszusehen, dass bald auch die Kirchenleitungen die Feier von Gottesdiens-

ten nicht mehr verantworten wollten. Sie haben daher die Gemeindeleitungen angewiesen, Gottesdienste in ihren Kirchen auszusetzen, um damit der Gefahr zu begegnen, dass das Gemeindeleben zum Erliegen kommt.

Doch Pastor Dr. Goßmann wusste Abhilfe zu schaffen, indem er eine andere Art der Kommunikation zur Anwendung brachte. Objekt dafür war die Bibelstunde, für die er die Einrichtung einer Telefonkonferenz zu Teilnehmern des Bibelkreises besorgte. In der 13. KW hat er die Teilnehmer der bisherigen Bibelstunde telefonisch von dieser Regelung benachrichtigt und ihnen im Einzelnen gesagt, wie sie kurz vor dem gewohnten Beginn der Bibelstunde (19.00 Uhr) am 26. März vorzugehen hätten:

- 1) Wahl einer bestimmten Telefonnummer als Einwahlnummer in die vereinbarte Konferenzschaltung. Danach Bestätigung des Anschlusses durch amtliche Ansage.
- 2) Wahl einer bestimmten sechststelligen Nummer für den Konferenzraum.
- 3) Sobald diese Raum-Nummer gewählt wurde, drückte man die Rautetaste, wodurch der Teilnehmer in die Gemeinschaft der anderen Konferenzteilnehmer gebracht wird.

Zwischen 18.55 und 19.05 Uhr hatten sich so die gewohnten Teilnehmer des Bibelkreises durch Nennung ihres Namens eingefunden und wurden begrüßt. Wir haben einander auch an der Stimme wiedererkannt. Pastor Dr. Goßmann begrüßte alle gemeinschaftlich, freute sich über ihr Kommen auch unter diesen ungewohnten Bedingungen und bekannte, dass diese Art des Treffens auch für ihn eine Premiere sei. Dann begann die Bibelstunde und es wurde der gewohnte Ablauf befolgt mit Gebet, Lesung (1.Thessalonicher 4, 1-12) und Besprechung, schließlich dem Vaterunser und Segen. Auf ein Eingangsglied wurde verzichtet, weil ein Gleichklang unter Personen, die sich nur akustisch wahrnehmen, kaum zu erreichen gewesen wäre. Soweit nur eine Person sprach, ob Pastor oder Teilnehmer, konnten alle Teilnehmer aber gut folgen. Leider war die

Veranstaltung durch ein Echo des jeweiligen Sprechers begleitet, das den Andachtscharakter störte. Trotzdem war die Bibelstunde als Telefonkonferenz ein schönes Gemeinschaftserlebnis. Alle waren einverstanden, diese Art der Begegnung, soweit nötig, auch für die weiteren Bibelstunden fortzusetzen, gegebenenfalls auch für andere Veranstaltungen zu nutzen.

Und diese Gelegenheit bot sich schon sehr bald. Denn am Gründonnerstag, dem 9. April, war statt der Bibelstunde durch Pastor Dr. Goßmann und Pastor Haupt ein Feierabendmahl angesetzt. Dazu haben sich dann ca. 30 Personen per Telefonkonferenz eingefunden. Alle Teilnehmer waren vorher gebeten worden, daheim Brot und Rotwein bereitzuhalten.

Nach Begrüßung des Kreises durch Pastor Dr. Goßmann wurde gemeinsam das Glaubensbekenntnis gesprochen und der Friedensgruß ausgetauscht. Dann wurde der Psalm 23 gebetet, und anschließend haben die Pastoren auf Grundlage von Markus. 14, 12-25 Gedanken zum Brot- und Wein teilen vorgetragen. Pastor Haupt sprach über die Bedeutung des Kreuzes, Pastor Dr. Goßmann über die Bedeutung des Brotes zum Lebenserhalt und des Weines zur Lebensfreude. Wenn wir Brot und Wein teilen, sind wir im Festsaal Gottes. Gemeinsam beteten wir das Vaterunser und sangen das „Christe, du Lamm Gottes“. Nachdem Pastor Dr. Goßmann die Einsetzungsworte gesprochen hatte, haben wir daheim Brot und Wein zu uns genommen. Pastor Haupt sang allein „Das sollt ihr Jesu Jünger nie vergessen“ (EG 221, 3 Verse) und sprach anschließend das Fürbittengebet. Pastor Dr. Goßmann spendete allen den Segen.

An den folgenden Donnerstagen, d. 16., 23. und 30. April wurden die Bibelstunden mit Lesungen und Besprechungen des 1.Thessalonicher-Briefes fortgesetzt, am 16. April mit 1.Thess.5.1-11, am 23. April mit 1.Thess. 5.12-28 und am 30. April mit 2.Thess.1-12. Die Gespräche über die Texte wurden dadurch bereichert, dass einige Teilnehmer für bestimmte Textpassagen

andere Übersetzungen als die unserer Lutherbibel von 1984 einbrachten.

Hier soll eine technische Störung, die bei einer Konferenzschaltung eintreten kann, nicht unerwähnt bleiben. Für alle bisherigen „Bibelstunden“ war zwar eine Zeitstunde als Richtwert für die Dauer angesetzt. Mit Einverständnis aller Teilnehmer wurde die Zeit jedoch gelegentlich überzogen, wenn die Thematik eines Textes und/oder die inhaltliche Abrundung eines Gespräches darüber es erforderten. Bei der Telefonkonferenz kann es jedoch dazu kommen, dass die Batterie eines Heimtelefons, wenn sein Kontakt zur Ladestation unterbrochen ist, noch vor Ablauf einer Zeitstunde nahezu erschöpft ist, besonders wenn das Telefon auf eine höhere Lautstärke eingestellt worden ist. Die drohende Erschöpfung wird durch ein regelmäßig ertönendes Warnsignal angezeigt. Dieses Signal setzte bei uns schon 20 Minuten vor dem Ende der Bibelstunde ein.

In der 17. KW hat Pastor Dr. Goßmann eine weitere Gelegenheit genutzt, um durch eine Telefonkonferenz die Unterbrechung einer weiteren Jerusalem-Veranstaltung zu vermeiden: des Lektürekreises mit Lesung und Besprechung von Schriften Reinhard von Kirchbachs zum interreligiösen Dialog, in dieser Saison seines Buches „Was soll meine Arbeit sein?“

So haben sich am Abend des 21. April die bisherigen Lektürekreis-Teilnehmer zu einer Lese- und Gesprächsgemeinschaft eingefunden. Es wurden die Abschnitte 78, 79 und 80 des genannten Buches besprochen und miteinander verglichen.

Am Schluss der Lesung hat Pastor Dr. Goßmann vorgeschlagen, den Mitherausgeber der Werkausgabe der Schriften von Reinhard von Kirchbach, Michael Möbius, zur nächsten Telefonkonferenz am 5. Mai 2020 einzuladen. Dieser Vorschlag fand allgemeine Zustimmung.

* * *

Japanische und individuelle Sorgen aufgrund des Corona-Virus

von Onno J. Hofmann

Corona ist überall. Mittlerweile. Mittlerweile wissen wir das auch, aber das war nicht immer so und wir dachten vielleicht auch noch nicht, dass es überall sein wird. Zum Zeitpunkt des Ausbruchs befand ich mich näher an China als in Deutschland: Ich war am Ende meines Auslandssemesters in Japan. Ich war schon so lange im Land, dass mein Touristenvisum auslief und ich ausreisen und wieder einreisen musste, um es zu verlängern. Ich wollte diese Chance nutzen, die ev. Pfarrerin in Shanghai/China zu besuchen, die eine Freundin der Familie war. Ich befand mich auf einer Insel mit nicht direkter Landverbindung zu China, und die Provinz Wuhan erschien sehr weit weg, auch von Shanghai. Ich war bis kurz vorher überzeugt, den Flug anzutreten. Doch schon im Februar

änderte sich die Lage täglich und das erheblich (das war auch noch im April so, ich frage mich mittlerweile, wie wir das so lange so gut psychisch aushalten konnten). Jedenfalls folgten auf die steigenden Zahlen der Fälle Länder mit Grenzschließungen. Diese unkalkulierbaren politischen Entscheidungen führten letztendlich dazu, dass ich am Tag des Fluges die finale Entscheidung traf, nicht nach China zu reisen. Ich dachte zu diesem Zeitpunkt noch, dass ich vielleicht mein chinesisches Visum zu einem späteren Zeitpunkt nutzen konnte, schließlich ging es noch bis Ende März und es war sehr aufwendig mit mehreren Konsulats- und Botschaftsbesuchen in zwei verschiedenen Städten zu bekommen gewesen. Wenn ich zurückblicke, realisiere ich auch die unterschiedlichen Schwerpunkte der Sorge. Ich kann bei mir nicht

von Angst sprechen, das ist für mich als glaubenden Christen mit einer Grundportion Hoffnung und Lebensoptimismus, der sicher auch von meiner privilegierten Lebenssituation herrührt, ein zu starkes Wort. Doch Sorge hatte ich schon, dass ich das Geld für den Flug nicht zurückbekomme und auch das Visum verfällt. Vorerst also finanzielle Sorge, denn ich musste ja immer noch ausreisen. Die einzige Schiffsausreise wäre nach Südkorea gewesen, ging aber von einer anderen Seite der Insel, als auf der ich mich befand, und war dementsprechend teuer. Ich buchte einen preiswerten Flug nach Taiwan, hatte ich doch das Glück, bei einem Internationalen Jugendcamp mit christlichen Studierenden Jugendliche der Taiwanese Presbyterian Church kennengelernt und den Kontakt gehalten zu haben. Wieder einmal merkte ich, was für ein Geschenk es bedeutet, Teil der weltweiten Christenfamilie zu sein. Ich hatte Kontakte, die mir beim Organisieren meines Kurzaufenthaltes halfen, mich zum Essen einladen, in den Gottesdienst mit englischer Übersetzung mitnahmen. Ich fühlte mich sehr sicher in Taiwan, wurde doch an jedem Museumseingang Fieber gemessen und vor jeder Bar, Supermarkt etc. die Hände desinfiziert. Immerhin hatten die Museen noch auf, aber gerade wegen gewisser Grund sicherheitsmaßnahmen, die natürlich auch trügerisch hätten sein können, fokussierte sich meine Sorge sehr wenig auf das Bekommen der Krankheit. Im Hinterkopf hatte ich den Besuch meiner Eltern in Japan, zu dem ich rechtzeitig zurück sein musste, und die Angst, nicht mehr aus China zurückzukommen bzw. jetzt aus Taiwan, war meine größte zu diesem Zeitpunkt. Die Vorstellung, dass meine Eltern von Deutschland nach Osaka fliegen würden und dann allein am Flughafen stehen, war ein Albtraum. Ich spielte alle Szenari-



en durch, es hätte auch sein können, dass ich zurückkann, aber zwei Wochen in Quarantäne muss, dann wären nur noch sechs Tage der Reisezeit meiner Eltern übrig. Das waren meine Sorgen im Februar. Diese Sorgen im Nachhinein als unbegründet darzustellen trifft nicht zu, man ist hinterher nicht immer schlauer – in Zeiten von Corona waren dies alles realistische Sorgen, denn letztendlich kam es genau zu diesen Maßnahmen. Aber ich entwich ihnen knapp. Ich konnte problemlos in Japan einreisen und das, obwohl seit ich in Taiwan war, die ersten Fälle in Japan registriert wurden. Einige Tage nachdem ich zurück in Japan war, schloss Taiwan seine Grenzen komplett und Japan erlaubte keine Einreisen mehr aus Südkorea (dabei hatte ich sogar einen Stempel der koreanischen Stadt Daegu in meinem Pass, weil ich dort

kurz einreisen/umsteigen musste. Diese Stadt wurde bekannt durch die ultraschnelle Ausbreitung des Virus in einer neuen religiösen Bewegung mit christlichem Profil. Der Besuch meiner Eltern lief problemlos ab. Museen waren zwar

geschlossen, aber ansonsten waren viele Orte auch leer und dadurch entspannter. Masken trugen wir vor allem in den öffentlichen Verkehrsmitteln, wie viele andere auch. In Deutschland hatten die beiden Desinfektionsmittel gekauft, was in Japan schon seit Wochen ausverkauft war. Eine kurze Sorge kam auf, als unsere Reise auf die nördliche Insel Hokkaido ging, wo berichtet wurde, dass eine Lehrerin eine Schulklasse mit Corona angesteckt hätte. Diese Sorge war genauso vage wie die Informationen, die mich erreichten, denn englischsprachig gab es für mich immer nur einen groben Überblick über die Lage in Japan sowie die insgesamt niedrigen Fallzahlen, und selbst auf Japanisch wurde bewusst über alles Mögliche, nur nicht Corona berichtet – außer eben einzelne

Meldungen im normalen Berichterstattungsalltag wie diese über Hokkaido. Dies hielt sich erschreckend lange so, auch als der Flug meiner Eltern gecancelt und danach verschoben wurde. Es trug bei mir nicht zu einer Verringerung der Sorge bei, was sicher der politische Hintergrund der Nachrichtenlage war, aber es gibt auch ein *zu viel* des Beschwichtigens. So kam die Sorge unter einigen meiner japanischen Freund*innen auf, dass die Zahlen der Corona-Infizierten geschönt seien, um das Abhalten der Olympischen Spiele in Tokyo zu erhalten. Trotzdem merkte ich gerade im Vergleich zu Deutschland, wie sich eine allgemeine Stimmung auf das Verhalten auswirkte: Natürlich nutzte ich meine Freiheit des Ein- und Ausgehens in meinem Studierendenwohnheim noch, wenn alle anderen beruhigt ihrem Alltag nachgingen und sogar Hanami (*Blütenschauen*) betrieben, da die Kirschblütensaison ihren Höhepunkt erreichte. Ich sah auch schon, was mich in Deutschland erwartete, als eine Freundin überrascht reagierte, dass in Japan noch Cafés geöffnet waren. Leichtsinzig? Vielleicht einfach sorglos. Das war mein März. Es schwang immer noch die Hoffnung mit, dass Japan durch eine grundsätzlich berührungsärmere Kultur dazu beigetragen hatte, die Corona-Verbreitung einzudämmen. Doch auch hier kam es, wie es kommen musste – zufällig nach der Verschiebung der Olympischen Spiele. Die Zahlen in den Metropolen Osaka und Tokyo schnellten in die Höhe. Eine neue Sorge kam auf: Die Sorge, nicht mehr nach Hause zu kommen. Die Flugverbindungen reduzierten sich nicht nur drastisch, manche Airlines stellten ihre Flüge ein. Alle zwei Tage kam eine E-Mail der Deutschen Botschaft, die anhielt, sich dringend einen Rückflug zu besorgen oder sich auf einen längeren Aufenthalt einstellen zu müssen. Mein ursprünglicher Rückflug ging am 9. April und ich dachte, dass das sicher noch passen würde. Als dieser Flug kurzfristig gecancelt wurde, kam die finanzielle Sorge wieder, weil die Lufthansa-Sonderflüge um die 1.000,- € kosteten. Für mich als Studenten ein bisschen viel,

dafür dass ich eigentlich schon für meinen Hin- und Rückflug (weniger) bezahlt hatte. Auch dass mein Arbeitgeber in Deutschland den Betrieb eingestellt hatte, brachte ökonomische Sorgen, die langfristig in die der Wirtschaftsrezession einzuordnen sind, von der wir alle betroffen sind. Ich war durchweg sicher gewesen, noch einen Heimflug zu bekommen, bis ich erfuhr, dass Lufthansa selbst die Sonderflüge kurzzeitig eingestellt hatte. Was jetzt? Doch wie mich das Glück bis hierher verfolgt hatte, erreichte es mich auch hier, als meine ursprüngliche Airline KLM mir doch noch einen Ersatzflug anbot. Nachdem am 9. April mehrere Präfekturen unter Lockdown gestellt wurden, kam ich nur zwei Tage später als geplant am 11. April in Deutschland an. Pünktlich zu Ostern, aber nach dem 10. April 2020, der als Datumsmarke für zwei Wochen Zwangsquarantäne beschlossen wurde. Das konnte ich verkraften nach den Wochen der Freiheit, die ich davor genießen durfte – inklusive Kirschblüten. Die existenzielle Sorge hatte mich doch noch erreicht – musste ich doch nun erstmal aufgrund rechtlicher Bestimmungen zwei Wochen Quarantäne bei meinen Eltern einhalten – was, wenn ich das Virus doch schon bekommen hatte und es meinem Vater, der zur Risikogruppe gehörte, aus Japan hinterhertrug? In Japan war es fast unmöglich, einen Test zu bekommen, da das streng auf Leute mit Symptomen beschränkt war. Diese Sorge und Ungewissheit werden sich erst nach Ende der Quarantäne verringern. Verabschieden werden sie sich lange nicht, auch nicht im Rest der Bevölkerung, gerade wenn es an die Lockerungen geht. Da hilft es nur, die richtige Balance zwischen realistischer Sorge und christlicher Hoffnung zu finden, die zu einer gesunden Vorsicht führt, die das restliche Leben und auch die Wahrnehmung so wenig es geht einschränkt, das Leben im Rahmen der Einschränkungen versteht sich. Doch die Wahrnehmung der Lebenssituation ist wichtig, gepaart mit der Fähigkeit, sich anzupassen. Ich musste mich ein halbes Jahr an andere Lebensumstände anpassen

und so fiel es mir auch leichter, zwei Wochen länger auf persönlichen Kontakt zu Freund*innen zu verzichten und es auf soziale Medien zu beschränken. Den traditionellen Karfreitag verbrachte ich im Flieger und holte ihn Karsamstag nach mit dem Konsumieren von Onlineangeboten der Kirchen. Zu diesem Anlass zum Abschluss noch einen kurzen Ausblick: Es tat gut zu sehen, dass sich die Kirchen in Krisenzeiten auch auf Pragmatismus besinnen und gefühlt mehr nach den Bedürfnissen der Leute richten. Das war ich von japanischen Religionen gewöhnt, die auf einen Christen aus Deutschland sehr bedürfnisorientiert wirken. Die Kirchen können aus der Krise lernen, z.B. ihr Angebot abzustimmen, zu regulieren und umzustellen. Und ich hoffe, dass auch mit dieser so nahen Katastrophe eine Theologie des Wohlstands herausgefordert wird, die mehr die

Verlierenden unserer Gesellschaft und unseres Wirtschaftssystems in den Blick nimmt. Die Theodizee-Frage wird in der Corona-Krise aktualisiert und platte Antworten entlarven sich selbst. Die Kirche, wie die Gesellschaft, sollte die richtigen Schlüsse ziehen und ein allzu schnelles Zurück zur „Normalität“ verhindern und diese lieber grundsätzlich infrage stellen. Ich sehe hier die große Chance einer neuen grundlegenden Reformation, die (hoffentlich in dieser Form) so schnell nicht wieder kommt und entweder genutzt oder vertan werden kann. Das wäre meine Sorge, aber auch gleichzeitig meine Hoffnung für die Zukunft.

Keine Post aus Kibakwe von Helga Kießling

Ja, es kommt keine Post von Padre Celestine. Erst dann wieder, wenn die Kontaktsperre und das Reiseverbot in Tansania nach durchgestandener Corona-Pandemie dort aufgehoben werden kann. Bis dahin bleiben Padre Celestine und wir telefonisch miteinander in Verbindung. Jeden Sonntagabend um 18.00 Uhr rufe ich ihn an.

00255/787... --- „Hallo!“

„Hallo, Padre Celestine, is it you?“

„Yes, it's me. How are you?“

„Thank you for asking. We all are fine.“

„And how are you, and all in Kibakwe and Kurio?“

„Thank you. All are fine.“

Das höre ich jedes Mal mit Erleichterung, Freude und in Dankbarkeit.



Anfang April erkrankten die ersten Menschen an Covid-19 in Dar es Salaam. Von da aus breitete sich das Virus schnell in allen Städten aus und bedroht die Dörfer.

Die Regierung ordnete sofort ein Reiseverbot an, das bis jetzt, 26. April, die Landbevölkerung vor der Übertragung des Virus bewahrt hat. Für alle ist ein Kontaktverbot und das Tragen einer Maske angeordnet worden. „Alle müssen zu Hause bleiben und können das überhaupt nicht

begreifen,“ sagte Padre Celestine.

Schulen, Universitäten, Kindergärten, die Schneiderwerkstatt der Missionsstation Kibakwe: Alles ist geschlossen. Nicht die Kirchen. Aber es werden keine Gottesdienste gefeiert, sondern kurze Gebetsandachten gehalten. Und es dürfen nur weni-

ge Menschen die Kirche betreten. Wenn ich Padre Celestine akustisch richtig verstanden habe, sind es zwanzig. Sie müssen Abstand voneinander halten und finden beides unbegreiflich.

Ob mehrere Gebetsandachten nacheinander gehalten werden, habe ich Padre Celestine noch nicht gefragt. Auch nicht, ob es genug Masken gibt und ihr Tragen akzeptiert wird. Wie wird die Ernte eingebracht? Wie werden die Menschen mit Wasser versorgt,

wenn sie ihr Haus nicht verlassen dürfen? Wo bleiben die Menschen, die kein Zuhause haben?

„Die Armen.“

Diese Worte und der schmerzvolle Ton in Padre Celestines Stimme, als er sie sagte, klingen mir nach, aber auch der innige Ton in seinen Grüßen und seinem Dank an die Familie und alle Freunde in Hamburg und anderswo und in dem Wunsch: „Möge der allmächtige Gott Euch alle beschützen.“

Neues aus der Jüdischen Gemeinde Pinneberg von Oshra Beate Danker

Es ist wieder an der Zeit, zurückzuschauen auf das vergangene Vierteljahr, um für unsere Schwestergemeinde einen kleinen Bericht zu schreiben.

Mein letzter Bericht endete mit dem 27. Januar 2020, dem Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz durch die Rote Armee im Jahre 1945, wohl-gemerkt: Befreiung des Lagers... es waren nicht mehr so viele Menschen dort, die meisten waren auf die tödlichen Todesmärsche getrieben worden. Und von den Menschen, die dann Ende Januar 1945 befreit wurden, starben noch viele in den folgenden Wochen und Monaten – zu Tode geschunden im Vernichtungslager.

Das nächste Fest im jüdischen Kalender TuBiShwat, das Neujahr der Bäume, haben wir am Sonntag, dem 9. Februar, gemeinsam in der Gemeinde gefeiert, zusammen mit Isak Aasvestadt, unserem Rabbiner in Ausbildung... das Fest hat seinen Ursprung in der Notwendigkeit, das Alter der Bäume feststellen zu können, da traditionell Früchte erst nach drei Jahren geerntet werden durften, im vierten Jahr wurden sie im Tempel zu Jerusalem dargebracht und erst die Ernte des fünften Jahres durfte verzehrt werden. Heute werden an dem Tag Bäume gepflanzt oder es wird für Baumpflanzun-

gen in Israel gespendet. Außerdem werden möglichst viele Früchte verzehrt, auch solche, die es in diesem Jahr das erste Mal gibt. Wesentlich sind die ‚sieben Arten‘, die kennzeichnend sind für das Heilige Land... Gerste, Weizen, Wein, Feigen, Granatäpfel, Oliven, Datteln und Honig, auch Johannisbrotfrüchte, auch Karob genannt – und es wird Wein bzw. Traubensaft getrunken, sogar weißer und roter miteinander gemischt...



Purim fand am 9. März statt, wir haben die ‚Megillat Esther‘, das Buch Esther, traditionell auch in Rollenform, gelesen. Dabei wird jedes Mal, wenn der Name Hamans, des Mannes, der bei den Persern die Jüdinnen und

Juden vernichten wollte, eigentlich zu hören wäre, so lautstark Krach gemacht, dass bestenfalls der Name vom Krach übertönt wird. Esther hat in dieser Geschichte das jüdische Volk vor der Vernichtung bewahrt.

Und dann die Zäsur, der Schnitt... Corona hat uns erreicht. Uns, die Menschen, uns in Europa, uns in Deutschland... und uns in Pinneberg.

Keine gemeinsamen Gebete mit Kerzenzünden, Singen und dem Segen über Brot und Wein... kein gemeinsames Zusammensitzen bei mitgebrachten leckeren Spei-

sen... das, was Gemeinde ausmacht, fällt weg... so hat es sich jedenfalls angefühlt.

Und es wurde absehbar: Kein gemeinsamer Pessachseder würde möglich sein, kein Zusammenkommen, um der Befreiung aus der ägyptischen Sklaverei nicht nur zu gedenken, sondern sie so wahrzunehmen, dass wir Heutigen die Befreiung aus der Sklaverei erleben. Sklaverei, die mehr umfasst, als auf dem Bau Zwangsarbeit für die Ägypter zu leisten.

An Pessach wird die Geschichte der Befreiung, die Haggadah, gelesen. Es geht u.a. um die Plagen, zehn an der Zahl, die dann schlussendlich dazu führen, dass Pharaon das jüdische Volk doch ziehen ließ... Blut, Frösche, Mücken, Ungeziefer, Viehpest, Geschwüre, Hagel, Heuschrecken, Finsternis und dann der Tod aller Erstgeborenen. Und traditionell wird vom jüngsten Teilnehmenden die Frage gestellt, was denn diese Nacht, die Nacht des Auszugs aus Ägypten, von allen anderen Nächten unterscheidet.

In diesem Jahr hat genau diese Frage eine ganz besondere Bedeutung bekommen: das erste Mal Pessach nicht in den Räumen der Gemeinde, sondern über das Internet via Zoom – und noch etwas unterscheidet diese Nacht im Jahr 2020/5780 von den anderen uns vertrauten Pessachfeiern... es wird nicht nur der überlieferten zehn Plagen gedacht, sondern wir haben sehr konkret mit der elften Plage, dem Corona-Virus, zu tun.

Unser Landesrabbiner Dr. van Voolen hat uns mit großer menschlicher Wärme durch

diese neue Erfahrung eines online-Seders geleitet – und für mich wurde sehr spürbar, dass physische Entfernung nicht soziale Distanz bedeuten muss!

Seitdem zünden wir als Gemeinde am Freitagabend gemeinsam online die Kerzen und begegnen uns alle zwei Wochen bei einem Kabbalat-Shabbat-Gottesdienst über das Internet.

Für mich ganz persönlich hat sich in dieser Krise auch ein weiterer Lichtblick gezeigt: So anstrengend ich teilweise die Begegnung über das Internet finde, so hatte ich doch die Chance, an online-Gottesdiensten z.B. in Zürich, Edinburgh und Berlin in Gemeinden teilnehmen zu können, die ich immer schon mal gerne besucht hätte, die Gelegenheit dazu sich aber nicht ergeben hatte. Das hat mir jetzt viel Inspiration gegeben und ich wünsche mir, zumindest einige der Gemeinden ganz real besuchen zu können, wenn die Corona-Lage (und meine Reisekasse...) das wieder erlauben.

Am zweiten Abend von Pessach beginnt das Omerzählen, 49 plus 1 Tage und Nächte, die Zeit, die Pessach, das Fest der Befreiung, mit Schawuot, dem Wochenfest, verbindet, an dem am Berg Sinai die Tora übergeben wird.

Ich bin schon am Ende meines kleinen Berichtes angekommen, das nächste Fest wird Ende Mai Schawuot sein... ein Bericht folgt in der nächsten Ausgabe.

* * *

Coronazeit – Adventszeit
Oder: Alles neu macht ... Corona, das Virus?
von Prof. Dr. Helga Kuhlmann

Montag nach Misericordias Domini, nach dem Sonntag der göttlichen Barmherzigkeit, nach dem „Hirtensonntag“. Und Montag, der 27. April, einen Tag nach dem 26. Für mich ein „Ge-Denk-Datum“, das ich an jedem 26. April seit 34 Jahren er-innere,

das in mir wach wird. Ähnlich geht es mir mit dem 8. Mai, Tag der Befreiung vom Nationalsozialismus für die einen, Tag der Niederlage Deutschlands für die anderen, an dem zugleich meine Großmutter in der Kuhlmann-Familie Geburtstag hatte und

wir als Kinder mit Cousinen und Vettern im Garten feiern konnten. Wenn ich auf meiner Uhr oder in den Nachrichten wahrnehme, dass der 26. April ist, ist der Ort und damit der Name des „Un-Glücks“ präsent: Tschernobyl.

Hans-Christoph Goßmann hat mit dem Text aus dem 1. Brief des Petrus vom Leiden Christi für uns und von unserem Weg, ja von unserer Berufung, per Audio in youtube zu finden, gepredigt, Christus in unserer Leidenszeit zu folgen. Ich bin erleichtert, dass er den aus meiner Sicht nicht leicht verständlichen Text so deutet, wie es meinen Lebenserfahrungen und meinem theologischen Denken entspricht. Zwischen der Berufung in den Weg der Christus-Nachfolge und dem Leiden-Müssen ist kein kausales Verhältnis zu denken. Sondern es ist so, dass Christus leiden musste, und dass wir leiden müssen.

Aktuell leiden wir an den Folgen der Pandemie. Die Christuskirche besteht nicht prinzipiell im Leiden, sondern darin, in welcher Weise wir Christus

„hinterhergehen“ (Halacha), liebevoll, mitfühlend, solidarisch mit Schwachen, mit Gott verbunden und in Liebe zu ihm, zu unseren Nächsten und zu uns selbst. Das kann je nach den Umständen zu Leiden führen, aber auch Freude machen und auch unbeschwert sein.

Wichtig für mich ist, dass wir nicht für Christus oder für Gott leiden, sondern weil Gottwidriges und Böses in der Welt ist. Nicht Gott will, dass wir leiden. Gott will, dass unser Leiden endet. Christus hat gelitten, damit unsere Wunden, übersetzt ins Griechische: damit unsere Traumata, geheilt werden! So sprechen es der Text und schon sein Vorbild im Gottesknechtlied aus dem Jesajabuch Kapitel 53 deutlich aus.

34 Jahre und ein Tag nach dem Unfall im sowjetischen Tschernobyl. Das Wetter heute ähnlich schön wie damals, am 26.

April 1986 in Berlin, den ich im Nachhinein, als wir davon erfahren hatten, und bis heute nach Hiroshima und Nagasaki als eine Art moderner Zeitenwende betrachte. Die Havarie wurde erst abends in der Sowjetunion bekannt gegeben.

Erst Tage später haben wir in den Medien davon gehört und noch später verstanden. Der damals größte anzunehmende Unfall GAU in einem Atomkraftwerk, ausgelöst durch den Fehler eines Mitarbeiters. Irren ist menschlich. Wir Menschen machen Fehler. Wer bis dahin noch an die Beherrschbarkeit der modernen friedlichen Atomenergie geglaubt hatte, konnte das nicht mehr tun. Den ganzen Sommer lang konnten wir keine Früchte aus Polen, und aus der Sowjetunion essen, zu der Estland,



Lettland und Litauen noch gehörten. Die Früchte waren strahlenbelastet. Wenn wir im Freien waren und wenn es regnete, wussten wir nicht, wieviel radioaktive Strahlung in der Luft, im Wasser und im Boden wirksam war. Wir konnten unseren Augen und unserer Nase

nicht mehr trauen. Die radioaktive Belastung war nicht sinnlich wahrnehmbar. In diesem Frühling, im Sommer und noch bis ins nächste Jahr haben wir alle über die Grenzen hinweg an den Folgen des von Menschen zu verantwortenden GAUs gelitten. Die Unbeschwertheit, uns draußen zu bewegen, uns auf die Wiese zu legen, Himbeeren im Wald zu essen, Pilze zu sammeln, war uns genommen. Welche Luft konnten wir noch einatmen? Schädete uns der Regen? Welches Wasser konnten wir noch bedenkenlos trinken? Baden in der Ostsee oder im Fluss? Besonders die zarten Kinder mussten geschützt werden.

Diesen 26. April noch ohne das Wissen dessen, was im Osten von uns schon geschehen war, erinnere ich aber auch persönlich: ein kühler, heller, sonniger Tag im zweiten Frühling der größten Liebesbeziehung meines Lebens, ein Freitag. Mein

Liebster und ich besuchten an diesem verlängerten Wochenende in Berlin Michaels besten und langjährigen Freund, einen Kollegen von ihm, den ich endlich kennenlernen durfte, nachdem ich schon viel von ihm gehört hatte. In seiner Wohnung am Savignyplatz durften wir in einem Hochbett schlafen. Wir waren sehr glücklich dort! Ein Frühstückstisch zum Schlemmen bei dem Freund, einem Feinschmecker, im 5. Stock einer Berliner Altbauwohnung. Nachmittags – der Freund musste arbeiten, entdeckten wir beide verliebt Berlin im Frühling, setzten uns auch auf eine Wiese. Zwei von uns dreien, die wir uns in unseren ersten von zahllosen späteren langen Gesprächen am Küchentisch im 5. Stock am Savignyplatz vor 34 Jahren kennenlernen durften, sind tot. Der Freund meines Mannes starb 6 Jahre vor ihm, am 3. Januar 2006, genauso plötzlich und genauso völlig unangekündigt wie er. Am Tod des Freundes hat ihn bis zu seinem eigenen Tod gelitten. Die Witwe des Freundes, noch immer eine liebe, ferne Freundin, leidet noch heute daran. Nach meiner Erfahrung endet Trauer nicht. Sie verändert sich nur.

Am Morgen des 27. April 2020, in Bahnhofsnähe, Adenauerallee 8 in Hamburg. Erster Tag der Maskenpflicht in Läden. Meinem erwachsenen Sohn, einem Geflüchteten aus Kamerun, geboren genau vor 34 Jahren und 2 Monaten, möchte und muss ich Geld schicken. Am 25. März hatte er einen Rückflug aus seinem ganz normalen Familienurlaub mit Air France gebucht. Wegen der Pandemie und der Schließung der kamerunischen sowie der französischen Flughäfen hat Air France alle Flüge gestrichen. Weil Gilbert nur einen Aufenthaltstitel, aber keine deutsche Staatsbürgerschaft besitzt, konnte er Kamerun nicht mehr verlassen und blieb Europa für ihn seitdem verschlossen. Trotz mehrfacher Beantragung, trotz der Dokumentation seines Aufenthaltstitels und seines Arbeitsvertrags bei der Stadtreinigung Hamburg wurde er nicht ins Rückholprogramm des Auswärtigen Amtes aufgenommen. „Liebe Landsleute“, so wurden

die Anschreiben adressiert. Nachdem ich parallel zu ihm in Kamerun das Auswärtige Amt immer wieder kontaktiert habe, wurde mir geantwortet, nicht ihm.

2016 habe ich ihn adoptiert, nachdem er seit Weihnachten 2015 aus dem Kirchenasyl in der Kirchengemeinde Eimsbüttel, aus seinem Zimmer im Keller des Pfarrhauses von Helmut Kirst, in meine Wohnung gezogen ist und dort bis heute mit mir lebt. Er gehört zur Lampedusa-Gruppe, der 2015 in den Kirchengemeinden Sankt Pauli und Eimsbüttel Kirchenasyl gewährt wurde. Für die Mitglieder dieser etwa 100 Personen umfassenden Gruppe im Kirchenasyl, die 2010, 2011 und 2012 aus dem libyschen Bürgerkrieg zunächst nach Lampedusa und 2013 nach Hamburg geflohen waren, konnte erreicht werden, dass der Hamburger Senat die Abschiebungen nach Italien aussetzte, unter der Voraussetzung, dass sich die einzelnen integrierten. Deutsch lernen, eine Arbeit und eine Wohnung finden, sich krankenversichern, Steuern zahlen, das bedeutete in diesem Fall Integration.

Erst 2017 hat Gilbert die Arbeitserlaubnis bekommen und arbeitet seit April. Im Mai 2017 konnte er seine zweite Arbeitsstelle in der Stadtreinigung antreten und arbeitet seitdem dort, gern, motiviert, zuverlässig. Noch keinen Tag ist er zu spät gekommen. Seine Frau, die Kamerun bisher trotz des Rechts auf Familiennachzug nicht verlassen durfte und darf, – er kannte sie schon vor seiner Flucht im Jahr 2008 und konnte sie am 18. Juli 2019 heiraten, als er das zweite Mal seit seiner Flucht nach Kamerun reisen durfte – hat mit Corona ihren Job verloren, mit dem sie eine sechsköpfige Familie ernährt hatte: ihre Mutter und vier Kinder aus der Großfamilie, zwei Töchter ihres verstorbenen Bruders im Alter von 11 und 16 Jahren, ein 19jähriger junger Mann und ein 6jähriges Mädchen aus der Großfamilie meines Sohnes. Bis Mitte März verdiente sie das Geld für die Familie und sorgt für den Haushalt. Dreimal in der Woche singt sie in ihrer Gemeinde ehrenamtlich im Gospelchor, mittwochs, freitags und sonntags. Seit Corona

sind die Lebensmittelpreise in Kamerun explodiert. Mein Sohn hat sein komplettes Gehalt dafür schon zweimal verbraucht. Es reicht noch immer nicht.

Als ich bei dem Geldüberweisungsbüro Moneygram ankomme, sehe ich mehrere Menschen mit schwarzer Hautfarbe auf der Straße, gegenüber vom Fernbusbahnhof. Ob sie warten, und wenn ja, vor welchem der Läden, kann ich außer bei einer Frau, die ich frage, ob sie wartet, nicht erkennen. Ein junger Mann, der mit seinem Handy „arbeitet“, antwortet nicht auf meine Frage; ich frage noch einmal auf Englisch. Wenn ich es richtig verstanden habe, verneint er meine Frage. Weil niemand dort steht, stelle ich mich direkt vor das Büro von Moneygram, die das Bargeld schnell und offenbar zuverlässig überweist. Links und rechts sind mindestens 3 Meter zur nächsten Person.

Die Warteschlangen vor den Läden kenne ich erst seit Kurzem, habe gedacht, das sei eine Situation aus der früheren DDR und aus armen Ländern des Südens. Genauso wie leere Regale: kein Klopapier, kein Mehl wochenlang. Das gab es in meiner bewussten Lebenszeit noch nicht. Corona hat das verändert.

Dass ich dorthin gehe, habe ich von meinem Sohn gelernt. Gegen die stolze Gebühr von 49 Euro könnte er am selben Tag das Geld in kamerunischer Währung bar im Moneygram Büro in Kamerun abholen, nachdem er sich ausgewiesen und den Code genannt hätte, den ich ihm durch ein Foto meiner Quittung über WhatsApp schicke. Wenn er einen Tag länger Geduld und Zeit hat, könnte er für die Gebühr von 9 Euro das Geld am folgenden Tag abholen. Schnell und unkompliziert. Im Laden erfahre ich später, dass das bisher nur für 4 afrikanische Staaten und noch nicht besonders lange angeboten wird.

Der Platz direkt vor dem Laden ist frei. Die Frau neben mir, etwa 3 Meter rechts neben dem Laden, die mir gesagt hatte, dass sie wartet, sagt, sie warte schon länger. Ich sage ihr auf Englisch, dass sie sich keinen Stress machen müsse. Ich hätte das verstanden, und ich würde sie mit Sicherheit

vor mir in den Laden lassen. Ich verspreche es ihr. Sie scheint beruhigt, hebt ihre Hände zum Himmel und macht eine Geste, als ob von oben etwas herunterkäme. Ich sage zu ihr: Das Virus kommt nicht von Gott. Nicht Gott hat das Virus geschickt, sondern wir Menschen haben es zu verantworten. Im Tierhandel auf einem Markt in China wurden die Hygienemaßnahmen nicht beachtet, wenn es stimmt, was wir wissen. Selbst wenn es aus einem chinesischen Labor kommen sollte, ist es von Menschen durch Unachtsamkeit oder durch Absicht verbreitet worden.

Meine Nachbarin stimmt mir verbal zu. No, not God did bring it to earth. Ich sage ihr auf Englisch: Also haben wir Menschen die Aufgabe, verantwortlich mit dem Virus zu leben und dafür zu sorgen, dass so etwas nie wieder passiert.

Zu einer weißen Person würde ich nicht so unmittelbar von Gott sprechen. Viele schwarze Menschen auch in Hamburg, und alle, die ich an anderen Orten kenne, verstehen sich als christlich oder als islamisch Glaubende. Ihnen bedeutet Religion etwas. Mit ihnen kann ich, ohne sie zu kennen, im Hamburger Bahnhofsviertel in der Warteschlange von Gott sprechen.

Von der anderen linken Seite etwa 7 Meter entfernt kommt eine schwarze Frau mit blonden Haaren näher und fordert mich auf, meinen Platz zu verlassen. Ich frage sie, ob sie auch wartet. Sie antwortet nicht, sondern sagt mir auf erst auf Deutsch, dann auf Französisch, ich hätte mich auf die andere, auf ihre linke Seite hinter sie zu stellen. Ich sage ihr auf Englisch, dass ich warte und wisse, dass sie schon länger wartet, rühre mich aber nicht vom Fleck.

Ich versuche ganz gerade zu stehen, richte in meiner Wirbelsäule Wirbel auf Wirbel und stelle mich darauf ein, dass es dauert. Ich verwurzele mich durch meine Füße imaginativ in der Erde. Gepflanzt wie ein Baum mit tiefen Wurzeln nicht an den Wasserbächen, sondern im Asphalt, der ihnen in meiner Imagination nichts ausmacht. Verwurzelt in der Erde und mit einem unsichtbaren Faden vom Hinterkopf hoch bis an den Himmel. In der Erde ver-

wurzelt, vom Himmel gehalten, sagt unsere Qigong-Lehrerin. So fällt es mir leicht zu stehen. Ich habe es oft geübt, als die Türen des Eimsbütteler Turnvereins noch geöffnet waren, auf dem Boden im schönen hellen oft sonnendurchfluteten Gym 4, dessen Boden durch die Sonne so warm wird, dass ich die Wärme durch meine Fußsohlen mit oder ohne Socken spüren kann. Wie alle Sportvereine ist der ETV jetzt schon seit mehr als 5 Wochen geschlossen. Wann endlich darf ich dort wieder Unterricht bei einer meiner beiden Lieblingsyogalehrerinnen nehmen??? Stehen wie ein Baum. In der Erde verwurzelt, vom Himmel gehalten. Es wird dauern heute.

Ich warte das dritte Mal in diesen Wochen hier, aber solch einen Andrang draußen vor dieser Tür habe ich bisher nicht erlebt. In dem Moment, als ich das denke, kommt ein großer Mann mit schwarzer Hautfarbe aus einem großen schwarzen Auto, das direkt hinter uns parkt und sagt, er warte schon seit einer halben Stunde. Er trägt eine DHL-Uniform.

Die Frau mit den blonden Haaren teilt ihm auf Französisch laut mit, das ginge gar nicht: im Auto warten und sich dann vordrängeln. Der Mann schließt sein Auto ab und stellt sich mit Abstand hinter unseren Rücken auf die linke Seite neben meine blonde Nachbarin links.

Ich ärgere mich, dass ich kein Buch dabei habe, und denke an Advent, Wartezeit. Gott wird kommen. Darauf warten wir im Advent. Statt Osterzeit Adventszeit? Adventszeit ist Fastenzeit wie die Passionszeit, die Leidenszeit Jesu Christi, von der wir glauben, wir hätten sie dieses Jahr gerade hinter uns.

Vor drei Tagen am Freitag hat der Ramadan begonnen. Lange Tage der Enthaltung von fester und flüssiger Nahrung vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Untergang für die muslimischen Geschwister. Tage der Erwartung des abendlichen Fastenbrechens. Dies Jahr müssen sie auf die Gemeinschaft untereinander und mit uns aus den anderen Religionen verzichten. Die Einladungen zum Fastenbrechen, denen ich und Menschen aus vielen Religio-

nen in den letzten Jahren folgen durften, waren wunderbare Feste der Zusammengehörigkeit aller Religionen. Dies Jahr kann der Ramadan wie das Osterfest nur in der eigenen Familie oder Wohngemeinschaft gefeiert oder eben einsam begangen werden, wenn die Familie nicht da ist.

Sind wir aus den Weltreligionen durch Corona in eine Wartegemeinschaft versetzt worden? Wenn ich darüber nachdenke, lautet meine Antwort eher Nein als Ja. Denn wir waren schon Wartende vor Corona, und wir werden nach der Krise Wartende sein.

Wir Christ*innen werden auch nach Corona warten, beten, hoffen und uns dafür engagieren müssen, dass die Welt „erlöster aussieht“, wie Nietzsche es sagen würde, und dass sie „erlöster“ erfahren werden kann. Die jüdischen Mitmenschen werden – wenn der Messias nicht morgen oder in den nächsten Tagen zu ihnen kommt – auch nach Corona auf ihn warten müssen. Sehen wir uns nächstes Jahr in Jerusalem! In der Christenheit warten wir an ihrer Seite darauf, dass der Messias wiederkommt. Die Muslime werden uns auch nach Corona durch ihre weltweite Praxis des Ramadans zeigen, dass das Warten auf Gott das irdische Leben mindestens mit konstituiert. Sie werden uns auch in Zukunft in den anderen Religionen zeigen, dass es uns allen gut tun könnte, wenn wir das Fasten regelmäßig üben, um uns zu bestimmten begrenzten Zeiten auf das Wesentliche zu konzentrieren: auf die Liebe zu Gott, zum Göttlichen, der uns das Leben, das Atmen, das Zusammenleben, die Sonne, den Regen, die Natur geschenkt hat, alles, was nötig ist zu einem friedlichen und gerechten Zusammenleben. Sie fasten so, dass sie sich in dieser Zeit besonders den dauerhaft und zeitweise Schwachen der Gesellschaft zuwenden und für sie Geld und Essen spenden. An ihrem Hunger und an ihrem Durst merken die Muslime, dass auch sie selbst und also auch wir Menschen alle jederzeit plötzlich zu den Schwachen gehören können. Corona zeigt uns unsere Bedürftigkeit und Verletzlichkeit durch die Härte der Corona-bedingten Einschränk-

kungen, Pleiten, Kündigungen, Kurzarbeit, Überforderungen durch Homeschooling und Homeoffice gleichzeitig und den massiven Kontakt- und Freiheitsverlust.

Am längsten warten die jüdischen Geschwister schon auf die Ankunft des Messias, die jeden Moment eintreten kann. Das ist ihre Grundhaltung, älter als unsere christliche Religion, älter als die islamische Religion.

Die Menschen aller Religionen werden also auch nach Corona in einem Zeitgefühl der Wartezeit, des Wartens auf Gott und auf seine gerechte Welt, die göttliche Königsherrschaft bleiben. Aktuell aber werden wir alle, unabhängig von der Weltanschauung und der religiösen Selbstverortung in das Warten genötigt. Wir leiden alle, sehr unterschiedlich und auch unterschiedlich gravierend. Wir warten und hoffen – so jedenfalls in meinem Umfeld – alle, dass die Einschränkungen bald enden. Viele Gemeindeglieder der Jerusalem-Gemeinde werden, so vermute ich, besonders auf das Ende ihres Leidens an den Kontakteinschränkungen warten. Ich denke, dass das weniger oder gar nicht daran liegt, dass mehr Gewalt in der Enge der Wohnungen gegenüber Kindern und anderen Schwachen ausgeübt wird, sondern eher an der Altersstruktur. Die wachsende Einsamkeit trifft Alleinlebende und Ältere, auch ältere Paare mehr als Menschen mittleren Alters und in Familien Lebende. Viele von ihnen verfügen nicht über Computer und Smartphones. Seit einiger Zeit gehören auch mehr Kinder zur Gemeinde. Viele fühlen sich einsam, weil sie nicht in die Kitas und Schulen und ihre Freunde und Freundinnen nicht treffen dürfen.

Hamburg steht an der Spitze der Städte mit Single-Haushalten, fast jeder zweite Haushalt ist ein Single-Haushalt, deutschlandweit etwa ein Drittel. Die Zahl der über 65jährigen in Deutschland liegt bei etwa 35 Prozent, ca. 13 Prozent zwischen 65 und 75, 15 Prozent zwischen 75 und 85, über 85 mehr als 6 Prozent. In Zeiten verordneter Kontaktreduktionen und teils Kontaktverboten bleiben sie weitgehend allein. Über 65jährige sollen nicht besucht

werden. Schon ohne Corona ist Einsamkeit im Alter sowie Depression im Alter ein seit Jahren wachsendes Problem. Es trifft deutlich mehr Frauen als Männer, weil 3 von 4 Frauen im Alter über 80 allein leben, während das nur auf einen von drei Männern zutrifft. In dieser Gruppe leben über 70 Prozent Frauen, weil sie durchschnittlich etwas älter werden als Männer, aber vor allem, weil viele Männer im Zweiten Weltkrieg ihr Leben verloren haben. Innerhalb dieser Gruppe steigt der Anteil der so genannten Hochbetagten, der über 80 Jährigen, kontinuierlich (Zahlen nach Statistischem Bundesamt 2019). Für die Älteren in der Jerusalem-Gemeinde wächst durch das Infektionsschutzgesetz die Einsamkeit.

Ist Ostern dies Jahr entgegen der Botschaft der virtuellen Predigt unserer drei Pastoren und Paulus, die Auferstehung sei geschehen, also ausgefallen? Sollten wir diesmal im Widerspruch zu dem, was sie gepredigt haben, doch in der Passionszeit, in unserer Zeit des Mit-Leidens mit Jesus Christus im Sinn von Dorothee Sölle, in der Zeit des „Sym-Patheins“, wörtlich, des Zusammen-Leidens stecken geblieben sein?

Ich schaue die Menschen auf der Straße und die im Laden an: ja, mein Gefühl ist, dass sie alle leiden. Dass *wir alle* leiden. Allein und Miteinander: Sym-pathie.

Wie war das noch in der Predigt gestern, am Sonntag des Mit-leidens und der Barmherzigkeit des HERRN, Misericordias Domini?

Sonst hören wir immer in der Passionszeit, Passion und Ostern gehörten zusammen. Jetzt hören wir in der Zeit der höchsten Freude über die Auferstehung und in der Zeit der weißen Farbe der Antependien in den Kirchen, dass die Passion eben Ostern nicht vorbei ist, sondern dass Ostern zur Passion gehört. So ähnlich hat es Hans-Christoph Goßmann gesagt. Die Zeit der Pandemie ist Leidenszeit. Wir leiden. Alle leiden wir, jede einzelne Person hier auf der Straße, auf ihre Weise, verstrickt in ihre Geschichte, bedrückt und niedergedrückt von ihrer Geschichte.

In diesem berstenden Frühling, dessen Farben so leuchten wie nie zuvor, weil die Luft so sauber ist, wünschen wir uns vieles – wieder – herbei. Abends die Milchstraße und viele Sterne am Himmel, wie ich es nur aus der Mittelmeergegend kenne, an Orten mit weniger Licht als hier. Jetzt das tiefe strahlende Blau des Himmel eben auch hier, die weißen und rosa blühenden Bäume mit dem hellen Grün der frischen Blätter, das blaue Wasser der Alster und der Elbe, das wunderbar helle Licht über Elbe und Alster an den kühlen und windigen Frühlingstagen. Die Satelliten zeigen, dass weltweit die CO₂ Emissionen massiv zurückgegangen sind, dass die Erde wieder grün und blau wird. Was Fridays for Future und die Ökologiebewegung seit einem halben Jahrhundert nicht schafften, das Virus bewirkt es: kaum noch Flüge, deutlich weniger Verkehr, weniger Mobilität, eine Zurücknahme auch der Umweltbelastungen durch die Industrie.

Dabei täuscht die Schönheit der Bäume mit den frischen Blättern selbst hier in der Adenauerallee darüber hinweg, dass noch nicht Mai ist, noch nicht die Zeit, in der eigentlich die Bäume ausschlagen, sondern April. Die Natur ist verfrüht dies Jahr, einige Osterglocken schon im Februar, blühende Bäume schon in der ersten Aprilhälfte. Vor allem Nordostdeutschland ist aber viel zu trocken, auch im Hamburger Umland haben wir schon im April Waldbrandgefahr. Nach den beiden letzten trockenen und heißen Sommern brauchen die Bäume und der Boden dringend Wasser, der Grundwasserspiegel muss wieder steigen.

Ich denke daran, dass trotz der überwältigenden strahlenden Fülle der Natur nicht nur wir leiden, sondern auch die Natur mit uns, wie es schon Paulus schreibt, als lebte er gegenwärtig: Die Natur sehnt sich nach Erlösung und seufzt mit uns. Wie wir streckt sie sich aus nach dem Ende ihres Leidens! (Röm 8,19-23)

Die Differenz zwischen der Wahrnehmung des Leidens der Natur durch Paulus und durch uns heute liegt darin, dass wir heute

wissen und wissen müssen, dass die Natur vor allem an uns Menschen leidet.

Hier in der unordentlichen Schlange habe ich mich, die weiße und wohlhabende Hamburgerin, nicht auf die linke Seite meiner linken Nachbarin mit schwarzer Haut und blonden Haaren platziert, sondern frech, selbstbewusst und selbstverständlich direkt gegenüber dem Laden, so dass ich sehen kann, was darin passiert, nämlich nichts. Wahrscheinlich bin ich unter den Wartenden diejenige mit dem größten Gehalt, die heute Morgen Geld nach Afrika überweist. Alle anderen Frauen und Männer, die hier anstehen, die Mehrheit von ihnen mit schwarzer Hautfarbe, ernähren und unterstützen ihre notleidenden Familien in afrikanischen und anderen armen Ländern vermutlich seit Jahren. Ich bin erst das dritte Mal hier. Wenn die Familie von Gilberts Frau in einem Monat mehr für das Lebensnotwendige braucht als sein doppeltes Gehalt, wie soll das weitergehen? Diese Frage stellt sich in großem Maßstab an Europa und an die Welt.

Corona-Zeit ist Leidenszeit für alle, aber für alle anders. Ich bin dankbar, dass ich als Beamtin meinen Job behalten darf, dass mein Leiden vergleichsweise gut zu ertragen ist, und dankbar dafür, dass ich in Deutschland und in Hamburg leben darf, nicht in Frankreich, nicht in Ungarn, nicht in Italien, nicht in Bayern.

Im Laden dürfen bis zu drei Personen gleichzeitig sein, das steht deutsch und englisch groß am Fenster, die sind aber schon die ganze Zeit drin: eine schwarze Frau mit einem breiten dunklen langen Rock am Schalter, eine weiße Frau auf der Wartebank am Fenster und ein schwarzer Mann mittleren Alters, der an einem Stehtisch seine Unterlagen ordnet. Wir warten, nichts verändert sich. 5 Minuten, 10 Minuten.

Ein weißer älterer Mann, der so aussieht, als käme er aus Osteuropa, kommt näher, fragt, ob wir warten. Ja, sagt meine rechte Nachbarin und zeigt mit dem Finger nach links da ganz hinten solle er sich anstellen. Das macht er.

Immerhin ist das Wetter freundlich. Die Sonne scheint, es ist nicht heiß, nicht zu kalt. Warten.

Draußen vor der Tür. Im Stehen, wir alle. Warten. Warten. Warten. Gegenüber vom Fernbusbahnhof, der genauso wie die großen Läden schon seit Wochen verwaist ist. Das Fernbusangebot ist eingestellt.

Außer mir tragen alle Maske, weiß oder bunt.

Weil ich nicht zu einer Risikogruppe gehöre, weil mehr als 80 Prozent der Erkrankungen leicht verlaufen, weil in Deutschland genügend Notfallbetten vorhanden sind und ich im Homeoffice so viel Arbeit habe wie nie in meinem Leben (ich arbeite in der Universität, wo wir, etwas weniger krass als die Lehrer*innen, in vier Wochen das gesamte Lehrprogramm mal eben auf E-Teaching umstellen durften, damit die Studierenden kein Semester verlieren, seit einer Woche Video- und Audioseminare mit bis zu 100 Personen leiten dürfen – mit den Aufgaben Moderation und verantwortlicher im Rahmen von Bachelor- und Masterstudiengängen zu prüfender Lehre und schon seit Mitte März mit der Durchführung dieser virtuellen Prüfungen beschäftigt), hatte ich keine Zeit, mir eine Maske zu nähen, und werde auch kein Geld für Wegwerf-Atemmasken ausgeben. Dort, wo es in Hamburg ab heute Pflicht ist, in Läden, öffentlichen Verkehrsmitteln und Altenheimen, in die wir ja sowieso nicht hinein dürfen, probiere ich es zunächst mal mit meinem provisorischen Mundschutz, bis mir etwas Besseres einfällt. Ich weiß, dass offiziell auch ein Schal erlaubt ist.

Aus einem Schal und einem breiten etwas elastischem Stirnband habe ich mir eine Maske kombiniert, die Mund und Nase abdeckt und hält, aber auf dem Fahrrad ziehe ich das Ganze runter, so dass es um den Hals sitzt, in Läden dann bei Bedarf wieder über Mund und Nase. Alternativ habe ich ein festes lila Baumwolltuch gefunden, mit Gummibändern für die Ohren versehen, von einer Demo von vor mehr als 30 Jahren: Umkehr zum Leben. Nein zu den Massenvernichtungswaffen! Das scheint gerade wieder aktuell zu werden.

Wenn ich es hinter dem Kopf knote, hält es.

Die Frau neben mir auf der rechten Seite sagt zu mir, ich hätte ja gute Laune, aber ich müsste verstehen, dass alle warten. Ich antworte ihr, dass ich das verstehe und dass es für uns alle schwer ist. Nach 12 Minuten kommt der mittelalte schwarze Mann mit dem DHL-Outfit aus dem Laden, die schwarze Frau verhandelt noch immer vor dem Schalter.

Nach weiteren drei Minuten kommt die Frau mit dem großen Rock aus dem Laden, sie zieht ein Bein leicht nach und bewegt sich langsam. Die weiße junge Frau im Laden steht von der Bank vor dem Fenster auf und geht zum Schalter. Jetzt kommt Bewegung in unsere Reihe. Die Frau rechts von mir stellt sich vor das Fenster direkt neben der Tür, geht aber nicht hinein, obwohl nur noch die junge Frau neben der schwarzen Frau hinter dem Schalter drin ist. Meine blonde Nachbarin links von mir geht an mir vorbei und rückt vor auf den Platz rechts neben mir. Der Mann mit der DHL-Uniform aus dem großen Auto stellt sich in ihre Nähe auf wieder in der zweiten Reihe auf meiner rechten Seite.

Nach 5 Minuten kommt die junge weiße Frau heraus und geht.

Meine erste Nachbarin geht direkt durch zum Schalter. Die Frau mit der blonden Perücke erklärt uns, dass drei Personen drin sein dürfen, und setzt sich auf die Bank im Laden, der große schwarze Mann aus dem Auto stellt sich ans Fenster neben der Tür.

Danach komme ich dran.

Die junge attraktive farbige Frau am Schalter freut sich, dass ich wieder da bin. Vor zwei Wochen las sie meinen Namen auf dem Ausweis sehr interessiert und fragte dann, ob ich mein Geld an Gilbert schicken wollte. Das hat mich wirklich überrascht. Oh, sagte sie, sind Sie die Mama von Gilbert? In diesem Überweisungsshop ist mein Sohn bekannt, weil er regelmäßig Geld an seine Frau überweist. Sie wissen, dass er aus Kamerun ist, sie kennen ihn alle. Ihnen ist natürlich aufgefallen dass er einen typisch deutschen Namen trägt. Wel-

cher Kameruner heißt Kuhlmann? Er hatte offenbar auch erzählt, dass seine Adoptivmutter Professorin sei. Die junge Frau am Schalter wusste es. Sie sagt zu mir, dass sie froh ist, mich kennenlernen zu dürfen.

Das war nun wirklich das Letzte, was ich bei meinem ersten Besuch in diesem Geldbüro erwartet hatte. Ich hatte den Eindruck, dass sie mich wie eine Freundin behandelte. Sie bat mich, Gilbert von ihr, von Claudia, und von ihren beiden Kolleginnen Rabilia und Charlotte zu grüßen. Sie sagte, mein Sohn sei ein verlässlicher und ordentlicher Mann.

Ich frage, ob sie zu drei Frauen dies Büro allein führten. Sie bejaht und erzählt, dass sie auch kurzzeitig einen männlichen Mitarbeiter hatten, dass er sie aber schnell wieder verlassen hätte. Sie würden sehr gut zusammen arbeiten. Ich sage zu ihr: Frauen sind stark. Frauen müssen stark sein, überall auf der Welt. Zwei Drittel der Arbeit auf der Welt wird von Frauen geleistet. Selbst im reichen Deutschland verdienen sie noch immer durchschnittlich ein Fünftel weniger als Männer. Ja, sagt sie, so ist es in der ganzen Welt.

Bei meinem letzten Besuch hatte mich ihre Kollegin bedient und gefragt, ob sie meinen Beruf in das Überweisungsformular eintragen dürfte. Erstaunt hatte ihr das erlaubt und erst anschließend verstanden. Sie erzählte mir, dass sie Ökonomie in Frankreich studiert hätte und gern in Deutschland promovieren würde. Sie hatte schon einen Antrag auf ein Promotionsstudium gestellt, war aber abgewiesen worden, offenbar ohne die Gründe nachvollziehen zu können. Weil ich Professorin sei, könnte ich ihr vielleicht weiterhelfen. Ich hatte ihr meine Karte gegeben und zugesagt, ihre Unterlagen meinem Kollegen aus den Wirtschaftswissenschaften zu zeigen und ihn zu fragen, ob er ihr einen Rat gebe könne.

Wie lange warten Migrantinnen und Migranten, die schon Jahre mit und unter uns leben, auf ihre Chance? Wie oft versuchen sie, sich aktiv zu integrieren? Wie oft werden sie enttäuscht, durch unsere Unsensibilität, durch unsere Gleichgültigkeit? In-

dem wir sie an dem Maßstab messen, mit dem wir alle messen, als wäre das gerecht. Sie hat es schwerer, wenn sie ihr Studium in französischer Sprache und an der französischen Universität absolviert hat, wenn Deutsch eine Fremdsprache für sie ist, wenn sie in ihrem Leben in vielen Ländern gelebt hat.

Weil sich die Wirtschaftswissenschaftlerin und Angestellte bei Moneygram seit zwei Wochen nicht bei mir gemeldet hat, bitte ich die junge Frau, die mich heute bedient, ihrer Kollegin auszurichten, dass ich auf ihre E-Mail warte.

Ohne dass ich meinen Sohn fragen kann, entscheide ich mich heute für die geringere Gebühr, so dass er das Geld erst am nächsten Tag bekommt. Dann bekommt er 40 Euro mehr und die Gebühr beträgt 9 statt 49 Euro.

Wir sind schnell fertig.

Ich verlasse den Laden. Die Schlange ist länger geworden.

Mit meinem Rad fahre ich zurück, entlang an der Alster, blau, klar und schön, blühende Bäume und Büsche am Fahrradweg. Ich fahre mitten durch die Stadt, noch immer mehr Fahrräder unterwegs als Autos, von der Ampelschaltung massiv benachteiligt. Vom Hauptbahnhof bis zur Kennedybrücke müssen die Fahrräder dreimal halten, während die Autos grüne Welle bekommen.

Meine Seele singt. Meine Kehle singt, das hört auf dem Fahrrad kaum jemand. Die Luft, das Licht, die Freundlichkeit in diesem Shop, bringen mich zum Singen trotz all des Schweren.

Den Mundschutz habe ich schon heruntergezogen, als ich den Laden verlassen habe. Obwohl schon April ist, fällt mir das jüdische Lied vom Mandelzweig ein, weil in ihm so deutlich ausgesprochen wird, dass der Mandelzweig uns Gottes Gegenwart und seinen Finger in der Leidenszeit zeigt. „Freunde, dass der Mandelzweig wieder blüht und treibt, ist das nicht ein Fingerzeig, dass die Liebe bleibt. Dass das Leben nicht verging, soviel Blut auch schreit, achtet dieses nicht gering in der trübsten Zeit. Tausende zerstampft der Krieg, eine

Welt vergeht. Doch des Lebens Blütensieg leicht im Winde weht. Freunde, dass der Mandelzweig sich in Blüten wiegt, bleibe uns ein Fingerzeig, wie das Leben siegt.“ (Evangelisches Gesangbuch 606) Zwar leben wir – Gott sei Dank – nicht im Krieg wie die Dichter dieses Lieds, aber in Not, unter Notstandsgesetzen. Und wir wissen, dass selbst in der Corona-Zeit die Kriege der Welt nicht enden.

Im Unterschied zu den Menschen in Kriegen und Bürgerkriegen leben wir nur unter den Entbehungen dessen, was wir alle dringend nötig haben, es sei denn, wir haben uns für ein zölibatäres Leben entschieden: Kontakt. Hautkontakt, Kuseln, Sich-Uarmen und Hand-Halten. All das hilft gegen die Angst, gegen die Einsamkeit, gegen die Depression. Hautkontakt und Körperkontakt stärken das Immunsystem, auch durch Kleidung hindurch. Am dringendsten brauchen ihn die, die noch nicht oder nicht mehr sprechen können: die Säuglinge, kleine Kinder und alte, demente und schwer kranke Menschen. Sogar dies wird den Dementen und Schwerkranken durch die Notstandsgesetze verweigert. Sie können kein Tablet und oft auch kein Telefon bedienen und verstehen Corona nicht und werden isoliert.

Wenn wir Masken tragen müssen, wird auch noch der Gesichtsausdruck dem Kontakt entzogen. Lächeln, Empörung, Schrecken, Freude, Zu- wie Abneigung, die sich im ganzen Gesicht „abzeichnen“, all das, was wir uns gegenseitig teils unbewusst mitteilen, und worauf wir spontan reagieren, wird versteckt. Sogar den Kontakt ohne Berührung müssen wir an den Orten mit Maskenpflicht weiter einschränken.

Besonders leiden Kinder unter den Kontaktverboten, die ihre Freund*innen nicht sehen und nicht mit ihnen spielen dürfen und die ihre Großeltern nicht besuchen dürfen. Riesige und kleinere Spielplätze mit endlos viel Platz sind versperrt.

Diesen Schwächsten unter uns wird – legitimiert durch unser „gesellschaftliches“ Schutzinteresse, das wir niemals mit ihnen abgestimmt haben – vorenthalten, was sie stärkt, was ihnen Hoffnung und Sinn im

Leben gibt. Wenn Angehörige ihre Mütter, Väter, Großmütter und Großväter in den Seniorenzentren besuchen wollen, machen sie sich strafbar und müssen in mehreren Bundesländern bis zu 200 Euro Bußgeld zahlen. Da stimmt Grundlegendes nicht. Gesetze sind für den Menschen da, nicht umgekehrt, so lernen wir es nicht zuletzt in den biblischen Schriften. Mir ist schon klar, dass sich die Alternative hier so krass gar nicht stellt, sondern dass es um eine Güterabwägung geht. Auch der Schutz vor Ansteckung dient ja den Menschen.

Aber bisher sprechen wir nicht oder zu wenig über den Preis, und zu wenig darüber, dass überhaupt abgewogen wird. Unser gegenseitiger Selbstaussdruck im Hautkontakt, Sichtkontakt, Gesichts-Kontakt wird symbolisch sogar im aaronitischen Segen (Num 6,24-26: „Gott lasse das Angesicht leuchten über dir und hebe das Angesicht auf dich“) zugesprochen, auch in den Zeige-Gesten des Abendmahls und der Taufe, Gesprächskontakt, leiblicher Kontakt, der Kontakt, gemeinsam zu singen, Handkontakt, Umarmungen, all diese Kontakt-Arten wären so wichtig, gerade in Zeiten der Krise, die zugleich eine Zeit begründeter Angst ist. Kontakte könnten und können uns beruhigen, stärken und trösten, sie können unsere Abwehrkräfte gegen Krankheiten und unsere Selbstheilungskräfte nähren.

Fokussiert im Menschen Jesus von Nazareth, christlich als Christos (griechisch), übersetzt als „Gesalbter“ oder ins Hebräische übersetzt als Messias (Maschiach) verehrt, schenkt uns Gott seine Liebe leiblich und geistlich durch den Heiligen Geist. Die körperliche, die seelische und die geistige Liebe von Menschen und von Tieren bildet aus der Sicht der monotheistischen Religionen die göttliche Liebe zu uns Menschen ab.

Bisher scheint es so, als sei eindeutig, welche politischen und gesetzlichen Maßnahmen die richtigen sind. Auch in meinen Augen hat die Politik in den ersten Wochen die richtigen und wirksamen Maßnahmen gegen die Pandemie ergriffen. Jetzt aber ist das erste Ziel erreicht. Der so

genannte Reproduktionsfaktor ist soweit gesunken, wie es angestrebt war. Jetzt müssen die Folgeschäden der Entscheidungen am Anfang analysiert und dann Punkt für Punkt abgewogen werden. Wir brauchen jetzt nicht mehr schwarz oder weiß, sondern unendlich viele Schattierungen in grau, lokal und zeitlich flexibel, von Gruppen, ökonomischen, sozialen, pädagogischen und psychischen Situationen und Möglichkeiten abhängig. Wir brauchen viele Einzelfalllösungen.

Dabei geht es auch darum, mit unseren Ängsten umzugehen, die wir unterschiedlich haben. Die einen haben Angst vor zu viel Kontrolle und vor zu großen Beschränkungen der Freiheit, des Rechts, der Demokratie, der Ökonomie, der Kultur, die anderen vor zu wenig Sicherheit und vor zu viel Sorglosigkeit. Viele auch vor beidem.

Angst gehört zum Menschsein. „In der Welt habt ihr Angst“, sagt Jesus, in seiner so genannten Abschiedsrede im Johannesevangelium (Joh 16,33). Kurz zuvor hat er ihnen angekündigt: „Ich werde mich wieder von euch sehen lassen und euer Herz wird sich freuen“ (16,22).

Angst warnt uns vor Gefahren und motiviert uns, uns zu schützen und den Risiken vorzubeugen. Schutz vor Gefahren bringt Lebensklugheit zum Ausdruck.

Aber die Angst kann unangemessen groß werden und uns beherrschen. Wenn wir vertrauen können, lässt sie sich eingrenzen. Eine Voraussetzung dafür ist, dass wir uns zumindest zeitweise und zumindest probenhalber hypothetisch von ihrem Gegenstand distanzieren, indem wir einen mentalen Abstand (!) schaffen zwischen uns und dem, was uns ängstigt, indem wir von einem imaginär sicheren Ort aus unsere Angst und uns selbst in der Angst anschauen. Schon diese mentale Distanzierung gibt uns ein Stück Souveränität. Wir können den Gegenstand der zu großen Angst eine Weile in eine Schublade legen und sie imaginär abschließen. Durch Selbst-Distanzierung, durch Information und Wissen, durch die Selbstdisziplin der Vorsicht und durch die Konzentration auf das

Schützende, auf das Schöne, das Sichere, das Helle können wir mit der Angst umgehen, statt dass die Angst uns im Griff hat.

Wir dürfen hoffen, weil wir nicht allein sind. Aber wir können nur hoffen, wenn wir die Erfahrung, nicht allein zu sein, auch real machen können. „Ich bin bei Euch alle Tage bis ans Ende der Welt“ verspricht uns Gott (Mt 28,30). Wir können hoffen, wenn wir in der Blütenpracht des Frühlings, im Licht der Sonne und im endlich klaren Sternenhimmel über Hamburg Gottes Fingerzeig entdecken können. Den Rhythmus von Werden und Vergehen, von Helligkeit und Licht, von Sonne und Regen hat Gott nach biblischem Zeugnis für uns aufrecht zu erhalten versprochen, in seinem heiligen Bund mit der ganzen Schöpfung. Im ersten Buch der Bibel im 8. Kapitel wird dieser Bund noch vor dem Bund mit Gottes ausgewähltem geliebtem Volk (Ex 34) bezeugt, im Anschluss an die Flutgeschichte, die in den Kapiteln 6 bis 8 im Buch Genesis erzählt wird. Erstaunlicherweise schließt Gott diesen Bund, obwohl er erkannt hat, dass das Herz des Menschen böse ist und auch weiter in der Versuchung steht, böse zu sein. Zum Zeichen des Bundes trotz der Erkenntnis menschlicher Schwäche spannt Gott seinen Bogen in allen Farben des Kosmos in die Wolken.

Sorgen wir dafür, dass wir gestärkt und geheiligt durch Gottes Geist, durch die Schönheit der Natur und die Freundlichkeit der Menschen, alles aus unserer Macht tun, um nach der Corona-Krise die natürlichen Balancen der Natur zu stärken und zu bewahren. Dazu gehört, dass wir Menschen uns und die Tiere davor schützen, dass Viren von Tieren auf uns Menschen übergehen, durch Hygiene, durch Wissen, durch Respekt vor dem Raum der Tiere, durch die Achtung der Würde aller und alles Lebendigen. Dazu gehört, dass wir die Armut der Armen in unserem Land wahrnehmen und beenden und die Armut der vielen Mitmenschen in Staaten, von denen wir schon seit Jahrzehnten profitieren. Soziale und politische Gegensätze

werden durch die Pandemie verschärft, in unserem Land, in Europa, in der Welt.

Die erste Antwort vieler Staaten auch in Europa war national. Während uns allen das Virus zeigt, dass Grenzen irrelevant für die Verbreitung des Virus sind, reagieren wir durch verschärfte Grenzkontrollen und schneiden uns kurz- und langfristig ins eigene Fleisch. Die Klimakrise und die Pandemie führen uns unmissverständlich vor Augen, dass wir einen Planeten bewohnen, dass wir uns alle brauchen, dass wir auf alle angewiesen sind, auf alle einzelnen wie auf alle Staaten, wie darauf, dass wir zusammenhalten. In Europa lassen wir zu, dass Geflüchtete auf viel zu engem Raum in überfüllten Lagern ausharren. Seit Weihnachten !!! schafft es Europa nicht, von diesen vielen nur 1600 unbegleitete geflüchtete Kinder und Minderjährige aus den griechischen Lagern zu holen. Das wird auf uns zurückfallen. Die massiven Anfragen an uns und die Erkenntnis unseres humanitären Versagens werden wir nicht loswerden, indem wir Augen und Ohren verschließen, und nur auf das schauen, was in unserem jeweils engsten Umfeld geschieht. Mit jeder medizinischen Ausrüstung, die in europäischen und in anderen armen Ländern fehlt, hier aber ungenutzt bleibt, gefährden wir nicht nur die Menschen, die unsere medizinische Unterstützung brauchen, sondern verletzen auch unsere eigenen humanitären und zugleich unsere ethisch-religiösen Ansprüche. Würde und Menschenrechte lassen sich nicht aufteilen, sondern sind unteilbar. Das gilt nicht nur schon seit Jahren für die Geflüchteten in Seenot.

Die Würde aller Lebendigen hier und in den armen Ländern der Welt muss der Maßstab sein, vor dem an jedem Tag neu Verletzungen dieser Würde zu begründen sind. Infektionsschutzgesetze, Grenzschließungen, Kontakteinschränkungen, Geschäftsschließungen, Gastronomieverbote, weitere Berufs- und Arbeitsverbote in fast allen Branchen der Ökonomie, die Schließung aller wohltuenden Freiheit, Kreativität und Gemeinschaft ermöglichenden Räume unserer Kultur, des

Sports, der Künste, der Wissenschaften, des öffentlichen und politischen Lebens, der Religionen, die Einschränkung unserer Grund- und Menschenrechte, unserer Freizügigkeit, unserer Freiheit und unserer Chancen, Sozialität zu leben, wegen der Ansteckungsgefahr Gefährdeter dürfen nur zeitlich begrenzt hingenommen werden.

Glücklicherweise dürfen wir auch erleben, dass wir mehr Rücksicht aufeinander nehmen, mehr Geduld haben miteinander, dass wir Abstand halten, Masken tragen, hilfsbereit sind, unserer immer gegebenen, aber sorgsam verborgenen Verletzlichkeit mehr Raum geben und durch sie miteinander verbunden sind. Viele Nachbarschaftsinitiativen sind entstanden. Neue Beziehungen wachsen. Wir erfahren, dass mehr an Veränderungen unserer Gewohnheiten möglich ist, als wir es für möglich hielten, dass plötzlich auch der Ressourcenverbrauch beschränkt wird, dass wir nicht dauernd und nicht so viel einkaufen müssen, dass wir auch mit weniger Mobilität virtuell große Distanzen überbrücken können. Berufe erfahren Wertschätzung und endlich auch einige finanzielle Verbesserungen, die das schon lange verdient hätten: Verkäuferinnen, Reinigungspersonal, Stadtreinigung, Pflegepersonal. Wie sie werden Ärzt*innen, Lehrer*innen, Dozent*innen an Hochschulen und Seelsorger*innen als besonders „systemrelevant“ wahrgenommen, wie sie es schon zuvor waren.

Wenn ich hier den Gedanken von der „Systemrelevanz“ aufnehme, muss ich mir selbst ins Wort fallen. Aus der Sicht der Religionen ist die Unterscheidung in „systemrelevant“ und „systemirrelevant“ der Wirklichkeit gegenüber, auf die es ankommt, unangemessen. Auch Menschen mit Einschränkungen und Behinderungen, auch Wohnungslose, Kranke und Demente, Arbeitsmigrant*innen, Hausmeister, Sekretärinnen und Polizist*innen sind „systemrelevant“, zum Glück nicht nur aus der Sicht der Religionen, sondern auch in unserer Demokratie.

Vieles ändert sich während der Pandemie. Fast nichts mehr ist selbstverständlich. Das auferlegte Kontakt-Fasten nötigt uns fast

dazu, uns darauf zu besinnen, was wirklich wesentlich für uns ist, für uns selbst, für unser nächstes Umfeld, für die Nachbarschaft, den Stadtteil, die Region, das Land, die Welt. Die Frage stellt sich auch: was alles wollen wir besser und neu machen? Was möchten wir mit neuer Wertschätzung bewahren und mehr pflegen?

Dennoch: weder der Mai macht alles neu noch das Corona-Virus. *Wir* machen gezwungenermaßen und – was wichtiger ist – im freiwilligen Einverständnis mit den politischen Entscheidungen vieles neu. Schon jetzt lösen wir unspektakulär Alltagsprobleme kreativ, wie das Nähen von Masken oder das Nachbarschaftssingen und -musizieren auf der Straße zeigen.

Einen Rückweg ins Alte wird es nicht geben. Die Kosten für den relativen Gewinn gegenüber dem Virus werden wir noch lange bezahlen müssen.

Möge Gottes Geist bei uns sein und uns Vertrauen schenken, dass wir auf einem guten Weg sind. Vielleicht können wir uns stärken lassen durch die Zusage der himmlischen Stimme im letzten Buch der Bibel.

„Gott wird bei ihnen wohnen. Sie werden Gottes Völker sein, und Gott – Gott wird bei ihnen sein; und Gott wird jede Träne von ihren Augen abwischen. Der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen. Die Person, die auf dem Thron saß, sagte: „Siehe, ich mache alles neu!“ (Off 21, 3-5).

Nicht alle werden dieser Stimme trauen können. Sie ist fest und stark, vernommen

und aufgeschrieben von Menschen, die, wie wir aus der neutestamentlichen Forschung lernen können, vermutlich große Not erfahren haben. Vielleicht können die, denen sie fremd und auch die, denen sie zunächst gänzlich unakzeptabel und illusorisch klingt, sie einmal probenhalber leise – im langsamen Lesen oder mit langsamem und vorsichtigem Sich-Selbst-Vor-Sprechen – auf sich wirken lassen. Vielleicht können wir sie nur leise hören oder nur stumm lesen, weil uns unsere Tränen und unser Schmerz über die große Diskrepanz zwischen unserer Situation und der Hoffnung dieses alten Textes die Sprache vorschlägt.

God bless you! God bless us!

* * *

Monatsspruch im Monat August 2020

Ich danke dir dafür, dass ich wunderbar gemacht bin; wunderbar sind deine Werke; das erkennt meine Seele.

Psalm 139, 14

* * *

Die Verwundbarkeit des Menschen und die Corona-Pandemie von Dr. Hans-Christoph Goßmann

Die Corona-Pandemie führt uns in aller Deutlichkeit vor Augen, dass wir Menschen verwundbar sind – und zwar wir alle, nicht nur diejenigen von uns, die hochbetagt sind und/oder Vorerkrankungen haben, sondern auch junge und gesunde Menschen.

Das nötigt uns, uns mit unserer Verwundbarkeit auseinanderzusetzen, uns ihr zu stellen. Das zu tun, ist unerlässlich, denn sie macht unser Menschsein aus. Sie ist kein Defizit, das es zu beseitigen gilt. Ganz im Gegenteil. Unsere Verwundbarkeit und unsere Beziehungsfähigkeit sind auf das Engste miteinander verbunden.

Darauf hat Dorothee Sölle hingewiesen. Sie hatte einen 1987 erschienenen Sammelband mit dem Titel „Das Fenster der Verwundbarkeit“ versehen (Dorothee Sölle, *Das Fenster der Verwundbarkeit. Theologisch-politische Texte*, Stuttgart: Kreuz-Verlag 1987) versehen. Diese Titelwahl hat sie wie folgt begründet (S. 7f.):

„Es war im Zusammenhang der Debatte über die fahrbaren Interkontinentalraketen, daß ich den militärstrategischen Ausdruck vom ‚Fenster der Verwundbarkeit‘ zum erstenmal gehört habe. Eine Lücke im Verteidigungssystem, eine mögliche Einbruchsstelle des Gegners wird so genannt. In der *New York Times* standen damals ein Artikel dafür und einer dagegen. Zwei Publizisten argumentierten darüber, ob die MX-Raketen tatsächlich dieses ‚window of vulnerability‘ schließen könnten; einer sagte ja, wenigstens teilweise, der andere sagte, dieses Mittel sei untauglich ... Daß das Fenster geschlossen werden muß, war nicht kontrovers, dieses Ziel war beiden Schreibern gemeinsam, es wurde nicht einmal problematisiert.

Daran ging mir auf, wie weit die Militarisierung der Gehirne vorangeschritten ist. Daß das Fenster der Verwundbarkeit offen bleiben muß – wenn wir Menschen bleiben oder es werden wollen –, scheint unbekannt zu sein. Als wollten wir uns mit aller Gewalt vom Licht abschotten. Jedes Fenster macht ja verwundbar und weist auf Beziehung, Verständigung, Mit-teilung, von der dieses Buch in vielen Formen handelt. Das Fenster weist hin auf einen Frieden, den die Experten der *Times* nicht einmal ansatzweise denken können.

Das Fenster der Verwundbarkeit ist ein Fenster zum Himmel.“

Das, was Dorothee Sölle hier in Hinblick auf militärstrategische Debatten entfaltet hat, ist auch in der jetzigen Zeit der Corona-Pandemie von Bedeutung.

Unsere Verwundbarkeit kann uns ängstigen und vielleicht auch den Wunsch auslösen, unverwundbar zu sein. So sehr angesichts der Bedrohung durch die Ausbreitung des Corona-Virus dieser Wunsch nachvollziehbar wäre, so gut ist es, dass dieser Wunsch nicht in Erfüllung gehen wird. Denn der Preis, den wir dafür zahlen würden, wäre hoch, zu hoch: Wir würden unsere menschliche Beziehungsfähigkeit verlieren.

So leben wir angesichts der Bedrohung durch die Pandemie, aber wir tun dies als Menschen, die fähig sind, zu anderen Menschen eine Beziehung aufzubauen – eine Fähigkeit, die sich gerade angesichts der derzeitigen Corona-Pandemie oft in einer Hilfsbereitschaft zeigt, die beeindruckend ist. Um dafür nur ein Beispiel zu nennen: Jüngere Bewohnerinnen und Bewohner von Häusern mit mehreren Mietsparteien hängen Zettel in die Flure, auf denen sie anbieten, für ihre älteren und hilfsbedürftigen Nachbarinnen und Nachbarn einzukaufen – Angebote, die in vielen Fällen gerne angenommen werden und Wege zu neuen nachbarschaftlichen Beziehungen ebnen. Ohne das Bewusstsein der Verwundbarkeit der älteren und hilfsbedürftigen Nachbarinnen und Nachbarn würde es eine derartige Hilfsbereitschaft nicht geben.

Nachruf auf Wilfried Starck von Dr. Michael Arretz

Mit Herrn Starck hat mich die Arbeit für die Jerusalem-Gemeinde seit mehr als 15 Jahren sehr eng verbunden und die Suche nach Lösungen für eine bessere Zukunft der Gemeinde immer wieder beschäftigt. Insbesondere in Vertragsfragen kannte sich

Herr Starck – man muss es sagen – naturgemäß aus. Denn als Jurist und leitender Oberstaatsanwalt im Ruhestand war es sein Profession, Texte genau zu lesen, zu analysieren und die Ableitungen zu entwickeln. So hat er der Gemeinde in vielfacher

Weise gedient und dem Kirchengemeinderat und insbesondere mir das eine und andere Mal auf die Sprünge geholfen. Dafür waren wir immer dankbar und werden ihm dafür ein ehrendes Andenken gewähren. Mit ihm teilte ich aber auch die Leidenschaft des Reisens. War es bei mir eher beruflich bedingt, nach Asien zu reisen und hier vor allem auf den indischen Subkontinent, so bereiste Herr Starck die ganze Welt frei nach *Kurt Tucholsky*: „Die größte Sehenswürdigkeit, die es gibt, ist die Welt – sieh sie dir an“. Ob er alle 198 Länder besucht hat, bin ich mir nicht sicher, aber es könnte sein. So weiß ich nicht mehr genau, ob er es zum Beispiel in den Südsudan geschafft hat. In der Südsee war er auf jeden Fall, in Afrika sowieso und Nord- und Südamerika bereis-



te er vielfach. Aber auch international nicht wirklich anerkannte „Länder“ wie Südossetien und Abchasien, beide eigentlich Provinzen in Georgien, besuchte er auf verschlungenen Pfaden.

Auf jeden Fall begeisterten mich seine Ausführungen im Jerusalemer Kirchenkaffee immer wieder aufs Neue. Nun also hat sich Herr Starck in der Nacht

zum 12. Februar auf die letzte Reise begeben und ich gehe davon aus, dass er hier nicht nach Goethe verfährt – „Man reist ja nicht um anzukommen, sondern um zu reisen“ –, sondern angekommen ist im himmlischen Jerusalem. Ich wünsche ihm das und vermisse ihn dennoch. Also sage ich:

Ahoi lieber Herr Starck.

Raum für eigene Gedanken

Vielleicht sind Sie durch die Beiträge über die Corona-Pandemie und die durch sie bedingten Einschränkungen, die in dieser Ausgabe des Jerusalem-Briefes veröffentlicht worden sind, zu eigenen Gedanken angeregt worden.

Hier haben Sie Raum, um diese aufzuschreiben:

[Raum für eigene Gedanken:]

Wissenswertes aus der Geschichte von „Jerusalem“

Die Gemeinde ist eine Gründung der Irisch-Presbyterianischen Kirche, die Mitte des 19. Jahrhunderts einen Pastor nach Hamburg mit dem Auftrag entsandte, auswanderungswilligen, Not leidenden Juden materiell und geistlich zu helfen. Die erste Jerusalem-Kirche befand sich in der Königstraße (jetzt Poststr. / Nähe Hohe Bleichen).

Nachhaltig prägte der getaufte ungarische Jude Dr. h.c. Arnold Frank, ab 1884 Pastor der Jerusalem-Gemeinde, das Gemeindeleben. Er gründete ein Missionshaus in der Eimsbütteler Straße (heute Budapester Str.), in dem jüdische Männer auf ihrem Weg nach Übersee Unterkunft, Arbeit und Bibelunterricht erhielten. Das Mitteilungsblatt „Zions Freund“ erreichte weit über Deutschlands Grenzen hinaus viele Leserinnen und Leser. Dr. Frank ließ 1911-13 die heutige Jerusalem-Kirche (Schäferkampsallee) samt Diakonissenhaus und evangelischem Krankenhaus (Moorkamp) bauen – in der Folgezeit ein Sammelpunkt für zum Christentum konvertierte Juden. Das Krankenhaus, zunächst mit 46 Betten, 1929 mit einer Konzession für 123 Betten ausgestattet, hatte immer wieder auch jüdische Ärzte und Patienten.

Unter dem Naziregime wurde 1939 – nach der Flucht Dr. Franks nach Irland im Jahr zuvor – die Kirche geschlossen und 1942 durch Brandbomben zerstört. Das „arisierte“ Krankenhaus hieß nunmehr „Krankenhaus am Moorkamp“ und stand zeitweilig unter Schweizer Leitung. Nach dem Krieg brachten die Pastoren Weber (1939-1973), Pawlitzki (1974-1993) und Dr. Bergler (1993-2005) das Werk zu neuer Blüte, erwarben u.a. Kinder- und Jugendheime in Bad Bevensen, Erbstorf und Lüderitz hinzu, errichteten ein Schwesternwohnheim und modernisierten das Krankenhaus.

Die Jerusalem-Kirche heute:

Seit 1962 gehört die Jerusalem-Gemeinde zur Ev.-luth. Kirche im Hamburgischen Staate, jetzt Evangelisch-Lutherische Kirche in Norddeutschland (Nordkirche), mit dem besonderen Auftrag „Dienst an Israel“. Sie versteht sich als ein Ort christlich-jüdischer Begegnungen und des Wissens um die Verbundenheit der Kirche mit dem Judentum. Der Auftrag des „Dienstes an Israel“ wird in Form von Vorträgen, Workshops, Studientagen und Publikationen wahrgenommen.

„Jerusalem“ ist eine Personalgemeinde ohne Pfarrbezirk. Jede evangelische Christin und jeder evangelischer Christ – ob inner- oder außerhalb Hamburgs wohnend – kann auf Antrag Mitglied werden, wenn sie bzw. er den jüdisch-christlichen Dialog unterstützt. Der Grundgedanke einer Zusammenarbeit von Menschen verschiedener Konfessionen gilt in der Jerusalem-Gemeinde unverändert. Der Sonntagsgottesdienst (10.00 Uhr) wird per Videotechnik in die Zimmer des Krankenhauses übertragen.

Spenden für die Gemeinde erbitten wir auf folgende Konten:

Haspa: IBAN – DE33 2005 0550 1211 1292 16 BIC – HASPDEHHXXX

Evangelische Bank eG: IBAN – DE25520604106306446019 BIC – GENO DEF1 EK1

Förderverein Jerusalem-Kirchengemeinde Hamburg e.V.

Haspa: IBAN – DE40 2005 0550 1211 1237 55 BIC – HASPDEHHXXX



Grafik: Jerusalem-Archiv